

durch das Dritte Reich bis zum bitteren Ende

•

**Mit Aufzeichnungen vom August 1950 über die Haftzeit
in verschiedenen sowjetischen Straflagern von 1946 bis 1950**

von Erich Bing

In ewigem Gedenken an meine Freunde!

Helmut Meyer, am 9. April 1946 zum Tode verurteilt und im Juni 1946 hingerichtet,

**Joachim Saupe, Dieter Sakowski, Siegfried Taudte, Wolfgang Zeinert, Horst Frießner, Kurt Oer-
tel, Günther Taubert, Joachim Walter, Günter Stein, Hans Möhring, Wilfried Brückner, Helmut
Megert, Gretel Ritz**

Das Licht dieser wunderbaren, ereignisreichen Welt erblickte ich, Christian Erich Bing, Rufname Erich, am 17. Februar 1930 ausgerechnet in einer Kaserne. Das war die ehemalige Reußsche Kaserne in Gera/Thüringen, die im Jahr 1913 vom letzten Kaiser des Deutschen Reiches mit einer Parade auf dem riesigen Exerzierplatz eingeweiht wurde. Mein Großvater, Christian Hafermas, wurde seinerzeit, nach Rückkehr von einer Expedition der Deutschen Schutztruppe zur Niederschlagung des Boxeraufstandes in China, als Kasernenwärter im zivilen Bereich eingesetzt. Er wohnte mit seinen fünf Frauen, also Ehefrau Anna, Schwiegermutter Wilhelmine Bax und drei Töchtern im Kasernenbereich, in dem noch heute erhaltenen, aber renovierten Gebäude gegenüber dem ehemaligen Reitstall, der später als Fahrzeughalle genutzt wurde. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges und folgender Entmilitarisierung des Reiches wurde die Kaserne zeitweilig zur Unterbringung von Familien aus den Ostgebieten genutzt. Ende der Zwanziger zog dann dort die kasernierte und minimal bewaffnete „Thüringische Landespolizei“ als pseudo-militärische Organisation der Weimarer Republik ein.

Am Sonntag, 29. Juni 1930, wurde ich als Sohn der damals neunzehnjährigen Elisabeth Anna Hafermas in der ev. lutherischen Johanniskirche zunächst auf den Namen Christian Erich Hafermas getauft. Taufpaten waren Christian Hafermas, Steuerassistent aus Gera, also der Großvater, und Christiane Bing, Witwe aus Meiningen, meine Großmutter. Der Kindesvater wurde in der damaligen Taufurkunde nicht genannt. Ich stimmte dann am 13. August 1932 als nunmehr Zweieinhalbjähriger in der gleichen Kirche unter Gelächter der Anwesenden mit lautem „Ja“ der Eheschließung mit dem Polizeiwachtmeister Christian Erich Bing, also meinem Vater, nach Erfüllung seiner dienstrechtlichen Voraussetzungen zu. Die Polizeianwärter oder Beamten mussten nach früherem preußischen Recht für die Eheschließung eine behördliche Genehmigung haben, die erst nach entsprechender Dienstzeit und Prüfung erteilt wurde. So die mir bekannte offizielle Begründung für meine „Frühgeburt“. Meine Vermutung, dass der Einfluss meines Großvaters und Patenonkels auf die späte Heirat meiner Eltern ebenfalls eine wichtige Bedeutung hatte, scheint mir aus heutiger Sicht und Kenntnis der Familiengeschichte nicht ganz abwegig. Der Militarismus wurde mir buchstäblich in die Wiege gelegt, denn meine Kinderjahre verbrachte ich nahezu ausschließlich im Kasernenbereich und habe dabei sozusagen spielend meine ersten vormilitärischen Ausbildungen erhalten.

Vater war seinerzeit als Polizeiwachtmeister in der Waffenkammer tätig, zu der ich mir oft Zutritt verschaffte. Der Geruch von Ballistol, dem bekannten, vielseitig verwendbaren Waffenöl, steckt mir heute noch in der Nase. Die Polizeieinheit war nicht nur mit Handfeuerwaffen und einigen Maschinengewehren ausgerüstet, sondern hatte zu meiner großen Freude neben Pferden auch noch hartgummibereifte Lastwagen und eine Panzerattrappe. Mein Lieblingsspielzeug war, wie mir oft berichtet wurde, so ein kleiner zweisitziger, offener Dixi, mit dem man mich in der Reit- und Fahrzeughalle herumschob.

Nach der offiziellen Familiengründung bezogen meine Eltern Ende 1932 eine eigene Wohnung im Haus der Bäckerei Gödicke, Ecke Sedanstraße, gegenüber dem Kaserneneingang. Vom Eckzimmer im ersten Stockwerk konnte ich fortan immer die Ereignisse in der Kaserne und den Fahrzeugverkehr von mindestens zwei oder drei Wagen täglich beobachten.

Dennoch stand auch die Backstube im Haus im Mittelpunkt meiner Interessen, und ich bekam auch dort meinen ersten Spitznamen „Mehlis“, weil ich oft gesagt haben soll: „Mach mich nicht mehlis“ also, „mehlich“, wenn mich die BäckerGesellen im Gesicht streichelten.

Mein Schwarm, Gödickens große Tochter Marianne, war oft als Kindermädchen bei uns zu Gast und ihr riesiger Schäferhund, mit dem ich gern balgte, mein erster tierischer Freund.

Der Tag der „Machtübernahme“ am 30. Januar 1933 durch Adolf Hitler ist mir noch in bester Erinnerung, weil damals nahezu alle Häuser mit Hakenkreuzfahnen geschmückt waren und Marschkolonnen mit Fahnen bei uns am Haus vorbeimarschierten. Das war der Tag, an dem auch Tante Wilhelmines, meiner Mutter Schwester, Geburtstag gefeiert wurde, und ich konnte damals noch nicht verstehen, warum es kurz darauf zu Mutters Geburtstag am fünften Februar nicht auch so eine Feier gab! Tante „Minchens“ Geburtstag war für die nächsten Jahre, zu meinem Leidwesen, immer mit Flaggenparaden und Fahنشmuck verbunden.

1930 hatten die französischen Besatzungstruppen das bis dahin nach den Versailler Verträgen von 1918 besetzte Rheinland geräumt, und so entstand dort zunächst ein militärisches Vakuum. Das wollte Hitler nach der Machtübernahme auch entgegen den Vereinbarungen von Locarno aus 1925 bald löschen. Im Rahmen eines angestrebten Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und Frankreich sollte die noch im Aufbau befindliche neue Deutsche Wehrmacht eigentlich 1937 wieder in das Rheinland einziehen. Das geschah jedoch dank Hitlers damaliger Friedensbeteuerungen mit Duldung der Allianz bereits im Frühjahr 1936.

Vorangegangen war jedoch bereits Anfang 1935, in den Geschichtsbüchern bisher kaum erwähnt, die Verlegung von Einheiten der Landespolizei aus verschiedenen Ländern, so auch der kasernierten Thüringischen Landespolizei Gera, als Vorhut in das Rheingebiet. Die waren nach damaligem Stand weitgehend militärisch organisiert und ausgerüstet, aber der Umzug erfolgte auch meist einschließlich der Familien. So zogen wir im Frühjahr 1935 in Worms in die Kaserne in der Hobelsberger Straße ein und damit begann für mich als Fünfjähriger wohl die schönste Zeit meiner Kindheit.

In dem Wohnblock herrschte gemeinsam mit den verschiedenen Familien ständig Jubel, Trubel, Heiterkeit. Da ist die Familie Hissenauer aus Gau Algesheim in bester Erinnerung. Es war Sommer, es gab Strandleben am Rhein oder eine Schiffstour und als Höhepunkt den Besuch der Großeltern mit einem Ausflug nach Koblenz zum Deutschen Eck und zur Festung Ehrenbreitstein, wo angeblich noch die Fußstapfen der Franzosen zu sehen waren.

Ständig auf Erkundungstour, hat man mich entweder in der Waffenkammer bei Vater, aber meist im Pferdestall bei meinen neuen Freunden „Meister“, dem Pferd vom Hauptmann Witte und „Ulrike“ wiedergefunden. Leider gingen die glücklichen und ereignisreichen Tage in Worms mit der Rückverlegung der Polizeieinheit schon Ende 1935 wieder zu Ende.

Zurück in Gera, zunächst mit Wohnung in der Roonstraße und wieder Verbindung zu den Großeltern mit dem großen Garten auf dem Steinertsberg, wurde ich 1936 in die Bergschule eingeführt. Dort hatte ich mit „Tante Hannelore“, der jüngsten Schwester meiner Mutter und gerade mal zwei Jahre älter als ich, bei vielen Gemeinsamkeiten eine sehr streitbare Verbündete, mit der ich nahe beieinander wohnend eigentlich eher als „kleiner Bruder“ aufwuchs.

Das „Goebendorf“, so nannte man die Goebenstraße, eine lange, meist vierstöckige Häuserzeile direkt neben der Reußschen Kaserne, die jetzt von der Deutschen Wehrmacht genutzt wurde, war ab Anfang 1938 meine, unsere neue Heimat im Haus Nr. 15.

„Dorf“ wohl auch, weil der Straßenzug neben dem Biblacher Grund, dem „Pflaumenberg“ und der Kaserne, begrenzt von der Dornaer Straße und dem späteren Ulmenhof, direkt am Stadtrand von Gera lag. „Dorf“ auch, weil es hier sehr zahlreiche gute persönliche Verbindungen innerhalb der Familien gab, die meist auch gleichzeitig Gartengrundstücke auf dem nahen Steinertsberg unterhalb des Hindenburg-Turmes bewirtschafteten.

Da gab es die Meiers von der Eins, wo der Konsumladen war, die alte Frau mit dem Milchladen, den Fleischer, der sich die Hand verstümmelt hatte, den Tabakladen von Eva Heinzes Onkel, die Gaststätte Kronprinz, oben die Kronschwitzens mit Mimose Anneliese, die Bäckerei Vogel, also die „Pipsens“ mit der alten schwachsinnigen Mutter und dann in der 15 Pöhlers Laden, in dem man vom Petroleum bis zum Hering über Schmierseife und Kartoffeln alles kaufen konnte. Da wohnten nun auch wir, die Bings, in der dritten Etage neben Meyers und hatten je Wohnung auf halber Treppe, getrennt durch eine Holzwand, so ein damals übliches Plumpsklo ohne Wasserspülung. Trognitz, mit der fülligen Tochter Brigitte wohnten eine Etage tiefer. Nebenan eine Schreinerei, dann kam der Schuster mit seiner Werkstatt im Hinterhof und vorn wohnten Frißners und Gebhardts mit ihren hübschen Töchtern. Weiter hinten Übels und Volkmars mit den bekannten Zwillingen, Ritzens mit Tochter Gretel, noch mal Meyers und schließlich in der 33 die Großeltern Hafermas mit „Tante“ Hannelore und die Zeinerts mit Sohn und Freund Wolfgang.

Das „Goebendorf“ konnte man seinerzeit auch als eine Art Enklave empfinden, die mit einem der modernsten Verkehrsmittel mit der Stadt verbunden war. Mit dem O-Bus, der elektrisch angetriebene Oberleitungs-Omnibus, der zwischen Kaserne und dem Zentrum am Rossmarkt verkehrte.

Im Dezember 1937 hatte es mit der Geburt von Bruder Joachim, noch in der Roonstraße, Familiennachwuchs gegeben und im Juni 1939 ergänzte schließlich Schwester Helga den Clan der Familie.

Im offiziellen polizeilichen Melderegister wurde bei mir unter „Religion“ schon seit 1937 „ggl.“ vermerkt. Das bedeutete damals: „gottgläubig“, aber keiner Religionsgemeinschaft angehörig. Vater hatte die ganze Familie wohl aus politischer Überzeugung und als förderndes Mitglied der SS von der evangelischen Kirche abgemeldet.

Einen besonderen Einschnitt in mein Leben bedeutete für mich der frühe Tod meines Großvaters im Jahr 1938. Ich habe ihn als damals typisch „Kaiserlichen“ auch heute noch in lebendiger Erinnerung und entsinne mich sehr wohl an die Erzählungen über seinen Einsatz als Soldat im deutschen Expeditionskorps zur Niederschlagung des Boxeraufstandes in China um die Jahrhundertwende. Zahlreiche Erinnerungsstücke, ziselierte Schwerter und Lanzen, Bilder in Einlegearbeit und Trophäen zierten das meist nur sonn- und feiertags beheizte Wohnzimmer der Großeltern, das sonst für uns tabu war. Da gab es doch auch die kleinen Schuhe der Chinesinnen, eine Opiumpfeife und vor allem die Briefmarkensammlung und die zahlreichen Feldpostbriefe und Karten mit dem wertvollen Handstempel Tientsin oder Tsingtau. Großvater trug einen peinlich gepflegten Schnurrbart nach seinem Vorbild Kaiser Wilhelm und machte besonders in der khakifarbenen Uniform des Kolonialbundes, dem er angehörte, einen respektablen Eindruck. Ich sehe ihn noch als Fahnenträger, mit Schnüren behangen und mit Orden und Ehrenzeichen reich dekoriert. Zwischenzeitlich war er Steuersekretär beim Finanzamt und musste als solcher u.a. Steuergelder bei den Bauern in den Nachbardörfern eintreiben. Er hatte eine gestochen saubere Handschrift und verstand es sogar mit echten Federkielen zu schreiben. Seine große Liebe galt dem großen Garten auf dem nahe gelegenen Steinertsberg ganz in der Nähe vom Bergheim, in dem ich zusammen mit „Tante“ Hannelore nicht nur einen großen Teil der Freizeit verbrachte, sondern auch ganz intensiv – davon zehre ich heute noch - zur Gartenarbeit angehalten wurde. Großvater war Vorstand des Schrebergartenvereins und auch Großmutter gab dort den Ton mit an. Damit war für uns Kinder bei den vielen Festen und Feierlichkeiten mancher Vorteil, aber auch manche Aufgabe verbunden. Sei es nur das Bierholen in der großen Lase im Bergheim, wo andere Kinder am Ausschank auf das billige Tropfbier warten mussten oder die Versorgung der Karnickel, die in einem mustergülti-

gen Stall im Werkzeugschuppen untergebracht waren.

Den Großvater väterlicherseits, Christian Bing, kenne ich nur aus Erzählungen und Berichten über das ehemalige kleine Imperium der Bings in und um Meiningen. Das bestand aus einem Bauernhof in Walldorf, einem Maler- und Tünchergeschäft in Meiningen und mehreren Wohnhäusern. Ein Bild von 1906 zeigt die Großfamilie in und vor dem eigentlichen Stammsitz in der Leipziger Straße mit der Beschriftung: „Tünchergeschäft Christian Bing - Malergeschäft“ und dem Hinweis: „Drahtstifte - Tabak - Gips - Pinsel - Lacke“. Opa Christian fiel kurz vor dem Ende des ersten Weltkrieges als Kanonier beim L.M.K. 1175 am 24. Juni 1918 bei Soissons in Frankreich und hat seine letzte Ruhe auf dem deutschen Soldatenfriedhof Vauxbuin/Aisne im Block C Grab Nr. 973 gefunden. Er hinterließ seine Frau Christiane, das „Ömele“, mit den sechs Kindern Otto, Hugo, Ernst, Erich, Liesbeth und Anneliese, die als Folge der Inflation und Weltwirtschaftskrise, aber auch familieninternen Streitigkeiten, den Betrieb und das beträchtliche Erbe nicht halten konnte. Der letzte Vermögensteil ist später im Jahr 1960 mit dem Haus in der Leipziger Straße 27 nach Verzicht der früheren Erbgemeinschaft auf Tante Liesbeth - Frau Elisabeth Singer geb. Bing - übergegangen.

Anfang 1940 wurde ich, inzwischen in die Mittelschule am Nicoleiberg überführt, endlich als Pimpf in die staatliche Jugendorganisation „Jungvolk“ aufgenommen. Alle Jugendlichen im Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren waren verpflichtet, dieser Organisation, als Vorstufe zu der Hitlerjugend beizutreten. Für die Mädchen galt das bei den „Jungmädchen“, als Vorstufe zum BDM, dem Bund Deutscher Mädchen. Mit gleichaltrigen Schulfreunden aus unserem Wohngebiet, nahe der Reußschen Kaserne, wurde ich dem Fähnlein 3/153, das war die unterste Organisationseinheit des Jungbannes 153, bzw. des Bannes Gera – Gau 17, Thüringen, zugewiesen. In der Stadt gab es mehrere Fähnlein, zwei bis drei davon bildeten jeweils einen Jungstamm. Das Fähnlein 3/153 gehörte zum Jungstamm 1.

Die Leitung der einzelnen Organisationseinheiten - aufgebaut nach nationalsozialistischem militärischem Führungsprinzip - oblag Jugendlichen, die sich hierfür nach entsprechender Schulung bewährt und auch altersmäßig die Voraussetzungen für Führungsaufgaben zu erbringen hatten. Ein Fähnlein bestand aus vier Jungzügen, die sich aus dem Eintrittsalter ergaben. Also Jungzug 4, die eingetretenen 10 jährigen, Jungzug 3 die 11 jährigen usw. Ein Jungzug gliederte sich wiederum in drei Jungschaften von jeweils ca. 8 bis 10 Pimpfen, die ihrerseits vom Jungschaftsführer geleitet wurden und dem Jungzugführer unterstanden. Nach vierjährigem Dienst im Jungvolk erfolgte in der Regel die Überführung der dann 14 bis 15 jährigen Pimpfe in die eigentliche Hitlerjugend als Kaderorganisation der NSDAP.

Ich hatte den Hitlergruß, den offiziellen Gruß,- rechter Arm ausgestreckt, Hand in Augenhöhe, Daumen angelegt, Blick zum Begrüßenden - schon unter Vaters Anleitung geübt und den Lebenslauf von Adolf Hitler, unserem Führer und Reichskanzler auswendig gelernt.

(„A.H.“ wurde am 20. April 1889 als Sohn eines Zöllners in Braunau am Inn geboren...)

„Guten Tag, guten Abend“ usw. wurde allgemein auch beim Betreten eines Geschäftes durch „Heil Hitler“ ersetzt und Briefe nicht mit freundlichen Grüßen, sondern mit „Heil Hitler“ unterschrieben!

Das Losungswort: *„Jungvolkjungen sind hart, schweigsam und treu, Jungvolkjungen sind Kameraden, des Jungvolkjungen Höchstes ist die Ehre“* wurde im Sprechchor wieder und wieder geübt und war neben der Einweisung in die Ordnung beim Antreten und Marschieren Thema der ersten Dienste und Heimabende.

Dann begann auch schon der Drill mit den üblichen militärischen Befehlen und so marschierte ich mit meinen neuen Kameraden schon bald im gleichen Schritt und Tritt mit Gesang durch die Stadt.

Der Dienst endete jeweils mit gemeinsamem Antreten und einem besonderen Ritual. „Seid bereit“ rief der Führer und die Mannschaft erwiderte geschlossen: „Immer bereit“. Das wurde zweimal wiederholt, dann folgte mit Hitlergruß der Ruf: „Sieg - Heil“ meist in zweifacher Wiederholung.

Nun gehörte ich also auch dazu, zum Jungvolk und hatte meine erste Uniform, für die es damals schon besondere Bezugsscheine gab. Für den Sommer: Braunhemd, kurze schwarze Cordhose, Kniestrümpfe und für den Winter, dunkelblaue Tuchjacke und Überfallhose. Uniform war beim Dienst Pflicht.

Nach bestandener „Pimpfenprobe“ durfte ich, wie meine Freunde, ab 20. April 1940 das schwarze Halstuch mit Lederknoten, Koppel, Schulterriemen und ein Fahrtenmesser tragen. Von den Älteren hatten manche „Blut und Ehre“ auf den Schaft eingraviert und verdienten damit ehrfurchtsvolle Beachtung.

Jeden Mittwoch- und Sonnabendnachmittag hatten wir Pimpfe bei Anwesenheitspflicht Dienst mit Ausbildung, Geländespiel, Sport, Singen, Lagerfeuer usw. Heimabende fanden regelmäßig im Haus der Jugend, Hinter der Mauer statt. Dann ging es auch mal ins Zeltlager oder es gab sportliche Leistungsprüfungen, die jährlich mit dem Erwerb eines Leistungsabzeichens in verschiedenen Stufen abzulegen waren. Im Wettstreit mit anderen Fähnlein kam es nicht selten auch zu regelrechten Kämpfen und Raufereien, die auch das Wir-Gefühl und den Zusammenhalt, die Freundschaften innerhalb des Fähnleins stärkten. Die Geländespiele, quasi vormilitärische Ausbildung, spielten sich meist im Waldgebiet oberhalb des Schloss Osterstein, an der so genannten „Kuhle“ bis zur „Kalten Eiche“ ab. Wir waren stolz auf unser Fähnlein 3, dessen erste Mitglieder und Führer aus einer früheren „völkischen“ Vereinigung mit dem Namen „Sturmvolk“ stammen sollten. Später wurde bei der Bannführung der Antrag gestellt, den offiziellen Namen Fähnlein 3 durch Fähnlein „Sturmvolk“ zu ersetzen. Um das zu untermalen, hatten wir sogar ein eigenes Lied gedichtet und vertont:

Wir woll'n wieder Sturmvolk heißen wie in alter Zeit, /

Alle uns zusammenreißen, wir sind schon bereit.

Heute kann man im Nachhinein sagen, dass damit schon damals eine gewisse Distanz zur Parteilinie, insbesondere zur SA, bestand, zumal wir unsere Vorbilder doch überwiegend in den alten Heldensagen und Kämpfern der Weltkriege, wie auch unseren siegreichen Soldaten an den Fronten, suchten. Erklärte Gegner, mit denen oft nicht nur bei Geländespielen regelrechte Fehden ausgetragen wurden, waren die Fähnlein 2 und 4.

Während der Sommerferien 1940 veranstaltete der HJ-Bann Gera oder gar das Gebiet Thüringen ein großes Zeltlager bei Harra an der Saale. Daran sollten eigentlich Jugendliche ab zwölf Jahren teilnehmen. Aber ich war mit damals zehn Jahren schon recht groß und wurde, dank Fürsprache von Rolf Meyer doch zugelassen. Mein Vater hatte gerade in einer Tombola ein Tourenfahrrad gewonnen und das durfte ich für die Gruppenfahrt zum ca. 50 km entfernten Zeltplatz nutzen. Schon bei der Vorbereitung gab es Probleme. Ich brauchte einen „Affen“, das war der damals auch bei der Wehrmacht übliche Tornister mit Fellbezug, in dem alle Notwendigkeiten unterzubringen waren. Eine Schlafdecke wurde eng zusammengerollt und U-förmig angeschnallt, das Kochgeschirr auf dem Deckel befestigt und eine filzbezogene Feldflasche an einem Karabinerhaken angehängt. Das war alles aus Vaters Ausrüstung vorhanden, aber Mutter packte unter anderem auch einen kompletten Satz Bettwäsche ein, was dann später zum Hohngelächter der Zeltgenossen führte, denn die Zelte waren mit einem Strohlager ausgestattet. Zu allem Ungemach wurde ich auch noch beauftragt, den großen hohen Hortentopf mitzunehmen. Das führte dazu, dass ich, nicht wie üblich, auf das Rad steigen, sondern immer umständlich, das Rad irgendwo angelehnt, über die

Querstange balancieren musste.

An einem sehr schönen warmen Sommertag war Treffpunkt der Gruppe von ca. 30 Jungen am Rossplatz und dann begann meine erste große Radtour. Schon nach wenigen Kilometern kam die lange Steigung hinauf nach Ernsee. Also vom Rad runter und schieben! Auf der sehr bergreichen Strecke, der heutigen B2, verlief die Tour über Dürrenebersdorf, Auma, Schleiz, Bad Lobenstein nach Harra, wo wir außerhalb auf einer großen Lichtung das vorbereitete Zeltlager erreichten. Unterwegs hat mich unser damaliger Fähnleinführer Zyprian, „Zips“ genannt, kräftig unterstützt und mir auch bei meinem ersten „Platten“ geholfen.

Die Zelte waren für jeweils zwölf Mann bestimmt und, wie schon erwähnt, mit einem dicken Strohlager ausgestattet. Da gab es gleich ein großes Hallo, als ich aus meinem Tornister Mutters Bettwäsche auspackte. Um sechs Uhr war am nächsten Tag Wecken, Waschen an der offenen Wasserstelle und Morgensport. Mit dem Hissen der Fahne wurden die Tagesparole und das Tagesprogramm bekannt gegeben. Für die großen Geschäfte standen zwei Latrinen, also zwei tiefe Gruben und darüber jeweils ein etwas erhöhter Donnerbalken, zur Verfügung. Schon am ersten Tag rutschte dort meinem Freund Hans Meyer das Fahrtenmesser aus dem Koppel und fiel direkt in den Kot. Also haben wir ihn an den Füßen festgehalten und erfolgreich kopfüber nach unten geschickt.

Für mich war es das erste Mal, dass ich mich vom Elternhaus entfernt, mit einer ganz neuen Umgebung und auch recht rauen Sitten zurechtfinden musste. So schlich sich schon mal, vor allem nachts, das Heimweh ein.

Der Tagesablauf war ausgefüllt von einem strengen Dienstplan mit Märschen in die Umgebung, Geländespielen, Sport, Unterricht im Kartenlesen, Sing und Spielabenden usw. Dabei gab es ständig Leistungswettbewerbe innerhalb der einzelnen Zeltgemeinschaften und es wurde auch der Erwerb eines Leistungsabzeichens ausgeschrieben; so ebenfalls der Nachweis, dass jeder Teilnehmer schwimmen konnte.

Also marschierten wir eines Tages geschlossen zum Schwimmen nach Bad Lobenstein und dabei musste ich unserem Zeltältesten, meinem Jungzugführer Helmuth Siegel, eingestehen, dass ich überhaupt nicht schwimmen konnte! „Du musst aber und du kannst das auch“, war seine Antwort. Dann standen wir bei regnerisch kaltem Wetter in der Turnhose schlotternd am Beckenrand, mussten auf Kommando ins Wasser springen und beweisen, dass wir alle mindestens 5 Minuten schwimmen können. Aufsicht hatte damals nach meiner Erinnerung Kurt Oertel, Geras bester Schwimmer, der ja auch später noch eine Rolle in meinen Aufzeichnungen spielt.

Mit Hundepaddeln, Schwimmbewegungen unter und über Wasser und Siegels gelegentlicher Unterstützung habe ich es jedenfalls geschafft über die Zeit zu kommen und unser Zelt konnte geschlossen den erforderlichen Nachweis erbringen. Gleichzeitig habe ich aber dabei auch doch noch Freude am Schwimmsport gefunden und schon 14 Tage später im Stadtbad von Gera das Fahrtenschwimmerabzeichen erworben.

In dem kleinen Ort Harra gab es auch einen Krämerladen, der gleichzeitig die Funktion einer Poststelle hatte und in dem man Andenken und Kleinigkeiten für das Taschengeld erwerben konnte. Ich habe dort zunächst einen Karton erbeten, um meine Bettwäsche darin einzupacken, da ich die sicher nicht wieder im Tornister unterbringen konnte. Die Krämerin machte mir den Vorschlag, den Karton doch als Paket meinen Eltern zu schicken, dann brauchte ich mich damit nicht zu plagen. Und dann sagte sie mir noch, dass sie noch einige Vorräte habe, die sie ohne die seinerzeit schon vorhandenen Lebensmittelmarken abgeben könnte. Das fand ich ganz toll, habe zwei Pfund Haferflocken und ein Pfund Gries erworben, meine Wäsche aus dem Zelt geholt und alles mit Hilfe der lieben Frau zu meiner Erleichterung ordentlich verpackt an meine Eltern abgeschickt.

Auf der Rückfahrt erlebte ich dann noch eine große Überraschung, denn kurz hinter Auma kam mir mein Vater auf einem alten ausgedienten Rennrad entgegen, um mich abzuholen.

Schon mit Eintritt des nächsten Jahrganges in das Jungvolk wurde mir im April 1941 die erste Führungsaufgabe als Jungschafftsführer, Kennzeichen rotweiße Schnur - von der Brusttasche zur linken Schulterklappe und Winkel am linken Arm - übertragen. Im gleichen Jahr wurde in den Schulen die bisherige Sütterlin-Schreibschrift offiziell auf "lateinisch" umgestellt. Schon ab dem zweiten Schuljahr wurde nicht mehr auf Schiefertafeln, sondern mit Federhaltern, Feder F2, geschrieben und die ersten Füllfederhalter kamen in Gebrauch. 1943 wurde ich dann Jungzugführer und 1944 Hauptjungzugführer mit grünschwarzer Schnur und damit so etwas wie Spies und Stellvertreter des Fähnleinführers Helmut Meyer.

Der war über Jahre mein bester Freund, Klassenkamerad und auch Wohnungsnachbar in der Goebenstraße 15, mit dem mich nicht nur Schulaufgaben und die dienstlichen Belange, sondern in erster Linie ganz persönliche Interessen und Neigungen verbanden.

Germanische Sagen, Karl May und Western lesen, gemeinsames Singen auf der Treppe im Hausflur und Gedichte verfassen, Bastelarbeiten, stimmungsvolle Heimabende gestalten und natürlich Fußball bolzen auf einer nahen Wiese bestimmten unseren Tagesablauf.

Nicht zu vergessen dabei natürlich auch unsere gemeinsamen Freundinnen Ruth Brand und Ruth Lindig von der benachbarten Jungmädelsgruppe 2, die über Jahre im Mittelpunkt unseres Freundeskreises standen. Zentraler Treffpunkt war für uns fast täglich die frühere Bäckerei an der Ecke Sedanstraße - Blücherstraße mit den drei Treppen. Das Schaufenster hatte an der Rückseite einen großen Spiegel, den man von früher als Polizeispiegel kannte. Das kam daher, weil die damals in der Kaserne stationierten Polizisten beim Fußweg zur Stadt dort vorbeikamen und im besagten Spiegel noch einmal prüfen konnten, ob Uniform und Frisur in Ordnung waren. Zum Treffen an der „Ecke“ mit meist gemeinsamer Singstunde kam der Freundeskreis fast immer in unterschiedlicher Zusammensetzung:

Helmut Meyer, Hans Meyer, Joachim Saupe, Horst Frießner, Wolfgang Zeinert, Dieter Sakowski, Siegfried Taudte, Kurt Oertel, Günther Taubert, Hans Peter Hagen, Joachim Walter, Günter Stein, Hans Möhring, Helmut Megert und Wilfried Brückner, die alle in dem späteren Bericht Erwähnung finden werden.

Die Erinnerungen an diese Zeit gehen auch zurück an ein fast privat organisiertes gemischtes Pfingstzeltlager im Kriegsjahr 1944 an einem Bach nahe Großbocka. Gemeinsam sangen wir damals oft das Lied: „*Jenseits des Tales standen ihre Zelte...!*“

Helmut Meiers Bruder Rolf, unser großes Vorbild, war früher ebenfalls Führer des Fähnleins 3/153 und später bis zu seiner Einberufung zum Arbeits- bzw. Wehrdienst Jungstammführer. Er hatte auf dem Dachboden eine hochinteressante Kammer, die wir oft heimlich benutzten, um dort mit einem uralten Grammophon Schellackplatten abzuspielen und später auch verbotenerweise mit einem von ihm gebastelten Detektorempfänger Feindsender, wie auch Luftlagemeldungen abzuhören.

Neben den Freundschaften und Verbindungen im Jungvolk bildeten sich auch im schulischen Bereich, besonders nach Auflösung des bisherigen Klassenverbandes durch Schulabgang in der achten Klasse im Jahr 1944, Neuzugängen von Evakuierten und Sitzenbleibern, unter uns vierzehn- bis fünfzehnjährigen kleinere Cliques mit ganz unterschiedlichen Belangen. Von und über Pubertät wurde damals noch nicht gesprochen. Aber es bildete sich in unserer Klasse 4 B auch ein hauptsächlich sportlich und musisch interessierter Kreis um die Neuen, Rudolph Seifert, Joachim (genannt auch Peterle) Zschieschang und Herbert Browarzik, denen ich auch bald

freundschaftlich sehr verbunden war. Rudolf Seifert wurde als sehr guter Turner unter dem alten Turnlehrer Salzmann bald zum Riegenführer der Hallensportler, und wir schwärmten jetzt auch gemeinsam mehr von der Musik von Peter Kreuder, Peter Igelhoff und Will Glahè.

An Stelle von Postkarten mit Abbildungen von Panzern, Flugzeugen und Kriegsschiffen sammelten und tauschten wir fortan Liedertexte beliebter Schauspielerinnen und Schauspieler wie Ilse Werner, Marika Röck, Zarah Leander oder Rudi Schuricke. Auch die Kontakte zu den Mädchenklassen, die bisher in der Schule räumlich streng von uns getrennt waren, wurden jetzt intensiver und man verabredete sich schon mal zum gemeinsamen Kinobesuch. So auch mit „Evchen“, der immer quirligen Eva Poser, deren Eltern das Hotel Sonntag hinter der Johanniskirche besaßen und die damals mehr oder weniger eng mit Rudolf Seifert befreundet war. Filme, die für Jugendliche unter 18 Jahren nicht erlaubt waren, waren natürlich für uns besonders interessant und so verschafften wir uns schon mal, verumumt in Vaters Mantel oder mit seinem Hut, um älter auszusehen, heimlich Eintritt in das Frommator oder den UFA Palast.

Siegessicher, in eine glorreiche Zukunft blickend, sangen wir seit Kriegsbeginn zunächst: „

Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Krieg.Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt.....Denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt!“

Wenn wir im Gleichschritt durch die Stadt marschierten und sangen:....*“Städte und Dörfer flogen vorüber an unserem Blick, wir sind immer weiter gezogen, für uns gab es kein Zurück“*..... waren unsere Gedanken bei unseren siegreichen Soldaten in ganz Europa.

Das änderte sich mit dem Wandel der Zeit und wohl auch bedingt durch die Sehnsucht nach einer heileren Welt. So sangen wir jetzt lieber:

*„In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine...
Kauf Dir einen bunten Luftballon.....
Sing, Nachtigall sing, ein Lied aus alten Zeiten.....oder
Unter der roten Laterne von Sankt Pauli.... usw.*

Einer unserer Lehrer von der Mittelschule in Gera, der „Gabi“- Gabrielski mit der krummen Nase - zitierte nach dem täglichen, morgendlichen Vortrag des Wehrmachtsberichtes, den immer ein Schüler auswendig zu lernen hatte, einmal sehr nachdenklich aus der Glocke:

„Denn mit des Geschickes Mächten ist kein ew‘ger Bund zu flechten!“

Wie Recht er damit hatte, mussten wir spätestens nach der Katastrophe von Stalingrad und dem folgenden Rückzug an allen Fronten erkennen. Aber noch verstand es die Goebbelsche Propaganda, jeden taktischen Rückzug so darzustellen, dass unser Glaube an den Endsieg zunächst unerschütterlich blieb.

Der Schulbetrieb verlief ab Mitte 1944 oft nur eingeschränkt. Einige Schulen waren in Lazarette umfunktioniert, so die Ostschule. Der Unterricht fand teilweise nur im Schichtbetrieb wechselseitig vormittags oder nachmittags statt. Entsprechend sind auch die schulischen Leistungen und Zeugnisse aus dieser Zeit ausgefallen und ich musste sogar um meine Versetzung in die nächste Klasse bangen. Gegen Ende des Jahres 1944 mussten wir Schüler der Mittelschule am Nicolaiberg die Räume in der nahe gelegenen Lutherschule im Wechsel mit deren Schülern nutzen.

Ferien waren auch schon lange nicht mehr das, was sie einmal waren. Während der Ferien mussten wir bei den Bauern Rüben hacken oder bei der Kartoffelernte helfen.

Auch Heilkräuter mussten wir für Tees sammeln und bei Ferienende getrocknet in der Schule abgeben. Da hatte ich einen großen Vorteil durch die noch in der Familie lebende Urgroßmutter, die als „Kräuterweib“ heilkundig und sehr bekannt war. Sie stellte Salben und Tinkturen her und sammelte unter anderem ständig Teepflanzen, die in zig Bündeln zum Trocknen auf dem Boden hingen und so konnte ich mich dort bedienen und bekam für gute Leistung auch noch ein besonderes Lob.

Gern haben wir uns auch zur Aushilfe bei der Post als Telegrammbote gemeldet und die dort tätigen Frauen unterstützt. Beliebt war dabei in der Wechselschicht die Abendtour, denn da durfte man das rote Postfahrrad mit nach Hause nehmen, musste aber am nächsten Tag schon um sechs Uhr wieder zum Dienst antreten. Unvergessen so eine Fahrt, bei der ich noch zwei Telegramme auszuliefern hatte. Eines davon war verschlüsselt und mit „WW“ als „Wehrwichtig“ markiert und das andere für eine Frau in der Töpfergasse, dort befand sich, uns natürlich bekannt, der Puff. Dass ich das für die Firma Siemens gedachte Telegramm in meiner Aufregung verwechselt hatte, merkte ich erst bei der Weiterfahrt und musste die Dame noch zum zweiten Mal bei ihrer Arbeit stören! Und dann war da auch noch der Einsatz in der Konservenfabrik von Hans Echtermeyers Verwandten, wo wir Sauerkraut in riesigen Fässern einstampfen durften.

Willkommene Abwechslung war für uns der jährliche Aufenthalt für vierzehn Tage im Schullandheim „Heinrichs Grün“ bei Schleiz, nahe dem Motorradfahrern bekannten „Schleizer Dreieck“. Das Palais in einer herrlichen Parkanlage nahe dem Hotel „Lug ins Land“ hatten die Fürsten von Reuß, Greiz, Schleiz, Lobenstein der Mittelschule schon länger für Erholungszwecke der Schülerinnen und Schüler zur Verfügung gestellt. Höhepunkt des letzten Aufenthaltes dort im Herbst 1944 war für uns als Klasse 4b der Auftrag unseres Klassenlehrers, während dieser Zeit, Schillers Glocke zu lernen. Aufsicht hatte der eigentlich schon pensionierte Geschichtslehrer und Stadtarchivar Kretschmar, der mit uns täglich ausgedehnte Wanderungen sogar bis zum Schloss Burgk an der Saaletalsperre unternahm. Während der Wanderung trug jeweils einer von uns einen Vers lautstark vor und die Meute wiederholte den dann ebenso lautstark aber im Takt, bis er saß. Das passte dem alten Kretschmar überhaupt nicht, denn er wollte uns lieber Geschichtszahlen, die Bedeutung der nahe gelegenen Antimongruben beibringen oder von seinem geliebten Fürsten Reuß erzählen.

Gern übernahm ich immer bei Aussicht auf Zusatzverpflegung besondere Aufgaben, wie Holz hacken, Pilze suchen oder einmal einen Eimer frisches Blut vom Schlachter im nächsten Dorf holen! Das wollte die damalige Köchin, eine Schweizerin, zu einem köstlichen Gericht verarbeiten. Bei aufkommendem Gewitter hetzte ich mit dem alten Damenfahrrad den Berg hinauf zum Landheim und kam dort unter dem Gelächter der Klassenfreunde total mit Blut bespritzt aber doch wohlbehalten an. Am Abend gab es dann für die ganze Klasse Bratkartoffeln und gebackenes Blut.

Dann war auch noch das Erlebnis beim nächtlichen Apfelklaub auf der Obstplantage nahe dem Hotel „Lug ins Land“. Da erlebten wir zu dritt, es war Ende Sept. 44, die Hirschbrunft aus nächster Nähe und konnten, verängstigt auf Apfelbäumen sitzend, über dem flachen Bodennebel den Kampf zweier Hirsche beobachten. Die geklauten Äpfel in unseren Überfallhosen verstaubt, kehrten wir dann doch heil zu unseren Klassenkameraden durch ein Fenster in unseren blauen Schlafsaal zurück.

Nicht nur in den Ferien, sondern auch während der Schulzeit, wurden wir zu Kriegshilfsdiensten herangezogen und viele meldeten sich, so wie ich zusammen mit meinem Schulfreund Hans Echtermeyer, freiwillig zu besonderen Einsätzen. So kamen wir zur Feuerwehr, machten gemeinsam eine Feldscherausbildung und wurden als Melder beim Luftschutz eingeteilt. Bei jedem Fliegeralarm musste ich mich sofort zur Luftschutzwache im vierten Polizeirevier in Gera Leumnitz begeben. Das war von Hause aus, auch im Laufschrift, immer eine Strecke von ca. 15 Minuten. Luftschutzhelm auf

und die Gasmaske nicht vergessen, führte der Weg nahe am Friedhof vorbei. Da lief schon mal bei Nacht ein kalter Schauer über den Rücken. Unvergessen die Nacht von 12. zum 13. Februar 1945, als das ca. siebzig Kilometer entfernte Dresden bei mehreren Terrorangriffen der alliierten Bomber in Schutt und Asche gelegt wurde und der Horizont vom Feuerschein bis nach Gera rot gefärbt war.

Dresden, als Lazarettstadt deklariert, war zu dieser Zeit mit zigtausend Flüchtlingen aus den Ostgebieten überfüllt und bot nahezu ungeschützt den Angriffswellen, zunächst mit Brand- und Phosphor-, dann mit Sprengbomben, ein lohnendes Ziel. Mehr als fünfunddreißigtausend Tote waren zu beklagen. Auch solche Ereignisse, wie die fast täglichen Berichte über Terrorangriffe auf deutsche Städte und über Gräueltaten der Rotarmisten auf dem Vormarsch in den Ostgebieten, konnten den Widerstandswillen unter uns Jugendlichen seinerzeit nicht brechen, sondern förderten eher noch unsere Kampf- und Opferbereitschaft bis hin zum Glauben an den versprochenen und immer wieder propagierten Endsieg.

Den hatte uns Reichsfeldmarschall Hermann Göring, als Befehlshaber der Luftwaffe auch noch im Herbst 1944 bei unserem Arbeitseinsatz zum Bau eines Flugplatzes nahe Kahla in Thüringen für die ersten deutschen Düsenjäger, als eine der Wunderwaffen prophezeit. NSDAP Gauleiter von Thüringen und Beauftragter für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel hatte damals angeordnet, dass Schüler im Alter ab 14 Jahren aus Gera, Weimar und Jena bei den Erdarbeiten eingesetzt werden sollten. Zunächst mussten wir uns täglich morgens 5:00 Uhr mit Kreuzhacke, Spaten oder Schaufel bewaffnet am Hauptbahnhof in Gera melden und wurden dann von der Reichsbahn per Sonderzug über Jena nach Kahla transportiert. In Jena stiegen die Jungen vom Bann Jena und Weimar zu. Während einer Fahrt kam auch der Sohn vom Gauleiter Sauckel in unser schon überfülltes Abteil dritter Klasse und kletterte, da sonst kein Platz war, kurzerhand in ein Gepäcknetz. Von dort wollte er sich bald herunterhangeln, fasste dabei haltsuchend an den roten Griff der Notbremse und brachte damit den Zug auf freier Strecke zum Stehen.

Vom Bahnhof marschierten wir jeweils geschlossen zum Einsatzgebiet, dem Walpersberg, dessen Kamm zu einer Start- und Landeplan ausgebaut werden sollte. Unterirdisch befanden sich riesige Höhlen und Stollen aus dem früheren Abbau von besonderem Ton, der in Kahla zur Porzellanherstellung verwendet wurde. Diese wurden zu Montage und Wartungshallen ausgebaut.

Auf dem Gelände des „Hermann-Göring-Werkes“ herrschte eine völlige Desorganisation und keiner wusste so richtig, wer, wo und was gearbeitet werden sollte. Schließlich wurden wir mit Planierungsarbeiten für das spätere Rollfeld beschäftigt. Das allgemeine Durcheinander nutzten wir einmal aus, um in einer kleinen Gruppe auf eigene Faust die unterirdischen, tief im Berg noch im Bau befindlichen Montagehallen, Gänge und Stollen zu inspizieren.

Mit sechs bis acht Jungen marschierten wir unter Helmut Meyers Führung im Gänsemarsch, bewaffnet mit einem KK Gewehr, Spaten und Schaufeln auf eines der großen Eingangstore zu. Dort meldeten wir uns „befehlsgemäß“ bei dem Wachhabenden zum Arbeitseinsatz. Prompt durften wir passieren, wurden aber auf die Signale bei bevorstehenden Sprengungen hingewiesen. Schon nach kurzer Strecke erreichten wir einige Gewölbe und Stollen, in denen große, teils offene Kisten standen, in denen wir eindeutig Flugkörper und Flugzeugteile ausmachen konnten. Dabei handelte es sich offensichtlich um Raketen oder deren Teile vom Typ der gerade zum Einsatz gekommenen V1 oder V2 oder gar um Prototypen der ersten Turbinenjäger von Messerschmidt, der ME 262. Kein Mensch war in unserer Nähe, also waren wir anscheinend zufällig in eine unbewachte Lagerhalle geraten. Bei dieser Feststellung und der Erkenntnis, etwas absolut Verbotenes getan zu haben, wurde es uns doch sehr mulmig und wir traten nach kurzer Rast wiederum im Gänsemarsch den geordneten Rückzug mit formeller

Abmeldung beim Wachhabenden an. Ebenso sind wir dann an einem der nächsten Tage bis zur herrlichen Leuchtenburg marschiert und konnten von dort oben einen Angriff von Tieffliegern auf die im Bau befindliche Start und Landebahn beobachten, wobei eine der Lorenbahnen außer Kontrolle geriet und in die Tiefe stürzte.

Vor Ort waren überwiegend ausländische Arbeiter, meist internierte italienische Soldaten der Badoglio Armee und andere Kriegsgefangene mit den Planierungsarbeiten unter schwierigen Bedingungen beschäftigt.

Wiederholt wurde das Gelände von Tieffliegern angegriffen. Der tägliche Transport von uns Jugendlichen aus Gera, Jena und Weimar war den Organisatoren wohl zu umständlich und zeitaufwendig. So wurden wir dann Ende Oktober 1944 in einem noch im Bau befindlichen Barackenlager untergebracht. Die Baracken hatten noch keine festen Dächer, sondern waren nur mit Planen provisorisch eingedeckt, daher regnete es bald an verschiedenen Stellen durch. Es gab keine Betten, sondern nur einfache Strohlager, von den sanitären Anlagen ganz zu schweigen. Anhaltend strömender Regen hatte die unbefestigten Wege nahezu unpassierbar gemacht und den geplanten Arbeitseinsatz verhindert. Da erschien plötzlich Reichsmarschall Hermann Göring in protziger Uniform zusammen mit Gauleiter Sauckel und großem Gefolge ausgerechnet zur Essenausgabe im Freien und richtete aufmunternde Appelle an uns. Ihr jungen Kameraden, sagte er, seid die Garanten dafür, dass unsere neuen Waffen neben der „V eins“ und „V zwei“ von hier zum Einsatz kommen und die Feinde vernichtend zurückschlagen! Ich stand, frierend und durchnässt keine fünf Meter neben ihm, den wir schon damals hinter vorgehaltener Hand „Herrn Meier“ nannten, weil er einmal lauthals verkündet hatte, dass er sich so nennen lassen würde, wenn je ein feindlicher Flieger in den deutschen Luftraum käme. Und für den Gauleiter hatten wir die Wortverdrehung „Sauleiter Gauckel“. Es gab Pellkartoffeln in die Mütze und einen Schlag Gulasch in den Deckel des Kochgeschirres! Nur einen Tag später wurde unser Einsatz dann abgeblasen.

Mein Vater, inzwischen zum Kriminalobersekretär befördert, wurde schon im Jahr 1941 zum Wehrdienst beim SD, dem Sicherheitsdienst der Polizei, einberufen. Als SS Sturmscharführer war er im Bereich „Abwehr“ tätig und im Einsatz im südlichen Russland, der Ukraine, später in Rumänien. Längere Zeit war er auch in Lemberg, Kiew und Djebropetrowsk stationiert und erzählte im Urlaub begeistert von dem Opernhaus in Odessa und der riesigen Treppe, die aus der Stadt in den Hafen führte. Seit August 1944 wurde Vater als vermisst gemeldet. In einer großen Kiste, die ich auf unserem geräumigen Dachboden entdeckte, hatte er für mich hochinteressante Utensilien deponiert. Da war auch eine Pistole, Walther PPK Kaliber 6,35, die später noch eine Rolle spielt. Eine Hand voll Patronen, Handgranatenzünder, Kanonenschläge und eine so genannte Biwakschachtel. Das war, nach heutigem Sprachgebrauch Campingzubehör auf engstem Raum zusammengepackt. Bei Großmutter in der Küche stand schon länger ein Radio, ein Volksempfänger, auf dem nur wenige Sender zu empfangen waren. Aber wir hatten dagegen schon ein ganz tolles Radio mit Plattenspieler und somit trafen sich abends in unserem Wohnzimmer auch Familien aus der Nachbarschaft, um gemeinsam Radio, meist den Soldatensender Belgrad, mit Grüßen aus der Heimat zu hören. Um 22 Uhr hörten wir dann immer Lale Andersen mit „Lilly Marlen“ – *Vor der Kaserne vor dem großen Tor...!* Dank einer großen Antenne auf dem Dach hatten wir einen sehr guten Senderempfang und bekamen daher auch die neuesten Luftlagemeldungen mit und verbotenerweise auch schon mal Nachrichten und Hetze von Feindsendern. Längst hatten wir, nach dem Vorbild der älteren Jungen aus der Straße, schon eine neue Möglichkeit zum Radioempfang mittels selbstgebauten Detektorempfängern entdeckt, und so entwickelte sich auf den Dachböden, gestützt auf ein umfangreiches Antennengewirr, ein regelrechter Funk- und Abhörbetrieb.

Großmutter hatte auch ein Theaterabonnement im Geraer Staatstheater für zwei Sitzplätze, erster Rang, Reihe eins. Tante Hannelore und ich durften sie einmal monatlich im Wechsel begleiten. Das war für uns immer ein Erlebnis und weckte großes Interesse an Oper und Operette. Dort fand im Frühjahr 1944 auch meine „Jugendweihe“ statt. Vater war, wohl aus politischen Gründen und als „Förderndes Mitglied“ der SS, schon 1937 mit der ganzen Familie zum Verdruss der Großeltern aus der Kirche ausgetreten. Also gab es für mich keinen Konfirmandenunterricht und somit auch keine Konfirmation, sondern die „Jugendweihe“. Und dennoch einen maßgeschneiderten dunklen Konfirmandenanzug, den ich nach heutiger Erinnerung nur einmal, gelegentlich eines Besuches bei der Verwandtschaft in Meiningen zum Theaterbesuch, trug. Das Geraer Theater, in dem die Jungen und Mädchen aus dem Jahrgang 1930 zur Jugendweihe versammelt waren, war mit Hakenkreuzfahnen und Blumen festlich geschmückt und auf der Bühne standen alle Fahnen des Jungvolkes und der Jungmädels des Bannes Gera. Eine davon, unsere Fähnleinfahne, durfte ich, zu meiner eigenen Ehre, selbst tragen. Ungeachtet dessen fand im Familien- und Freundeskreis eine richtige Feier mit vielen Geschenken statt und ich konnte mich unter anderem über ein Paar neue Skier und einen dicken Bilderband mit Kriegsmalerei und Portraits vom Kriegsberichterstatler und Maler Erich Cleff dem Jüngeren, freuen. Den bekam ich von meinem Patenonkel und Freund meiner Großeltern, Paul Steinbock, der immer begeistert über seinen Einsatz als Zeppelinpilot im ersten Weltkrieg berichtete und in seiner Wohnung auch noch viele Trophäen aus der damaligen Zeit bewahrte.

Schießübungen gab es nicht nur im Jungvolkdienst mit dem Luftgewehr. Der eine oder andere meiner Freunde hatte schon ein KK Gewehr oder gar eine Pistole und in der Sandkuhle Richtung Dorna wurde hin und wieder nicht nur von den Großen, also älteren Jungen, mit verschiedenen Waffen so richtig geballert. Es gab damals auch schon einen richtigen Tausch- oder geheimen Waffenhandel unter uns Jugendlichen. Hochgeschätzt war bei gelegentlichen Treffen Vaters PPK und Hans Echtermeyer hatte auch einen Colt oder war es eine „Smith and Wesson“?

Im September 1944 wurde im Reich der „Volkssturm“ aufgerufen und damit die letzte Reserve an alten und kranken oder ganz jungen Menschen mobilisiert, die die Wehrmacht bei der Verteidigung der Heimat unterstützen sollten. Aus Jungvolk und Hitlerjugend wurden hierzu überwiegend die Geburtsjahrgänge 1928 bis 30 herangezogen, sofern sie ohnehin nicht schon als Flakhelfer eingesetzt waren. In diese Zeit fiel auch die heute noch oft zitierte Rede von Goebels im überfüllten Berliner Sportpalast mit dem Aufruf zum totalen Krieg, die groß angekündigt im Rundfunk übertragen und in allen Wochenschauen im Kino vor allen Filmen wiederholt wurde. Zum Höhepunkt der Rede schrie er hysterisch in die Massen „Wollt ihr den totalen Krieg?“ und alle erhoben sich mit gestrecktem Arm zum Hitlergruß und schrien tausendfach zurück: „Jaaaa!“ Die bisherige ideologische Verbindung zur eigentlichen Partei bestand für uns Jungen, zumindest in meinem Freundeskreis, schon länger nicht mehr.

Zwei Feindbilder wurden uns ständig von Presse und Rundfunk, wie auch durch die üblichen Wochenschauen im Kino, eingeprägt. Maßgeblich daran beteiligt war auch Streichers Zeitschrift, die in den Schaukästen der SS aushing, „Der Stürmer“. In dieser Zeitung wurden die Gräueltaten der Roten Armee, der bolschewistischen, mongolischen Horden wie auch das Wirken der verhassten Juden im kapitalistischen Wirtschaftssystem in Wort und Bild sehr drastisch aufgezeichnet.

Das Kriegswihnachten 1944 war schon sehr vom Endkampf unserer Truppen gegen übermächtige Gegner an allen Fronten, also auch von der allseits grassierenden Befürchtung einer Niederlage, einer spürbaren Ohnmacht geprägt. Allgemein bestand die Hoffnung, dass es unseren Soldaten gelingt, den Widerstand im Osten so lange hinzuhalten, bis die zumindest als zivilisiert geltenden Westalliierten das Reich besetzt haben.

In diese Zeit fiel auch das Vorhaben unseres Fähnleins, eine eigene Unterkunft durch den Ausbau eines stillgelegten, früheren Kindergartens nahe dem Luftbad auf der Louisenhöhe in Eigenleistung zu schaffen. Viele hatten die Möglichkeit, von zuhause Material und Werkzeug einzusetzen, und so wurde in jeder freien Stunde eifrig gewerkelt, gebastelt und gepinselt. Unter dem Einfluss der weiteren Ereignisse wurde die Aktion dann jedoch aufgegeben.

Unser Fähnleinführer, mein Freund Helmut Meyer, setzte vor den Weihnachtstagen für die Führerschaft des Fähnleins einen besonderen Heimabend im Haus der Jugend an, der dann auch sehr stimmungsvoll vorweihnachtlich gestaltet wurde.

Wir hatten ein paar Tannenzweige und Kerzen mitgebracht und der eine oder andere trug sogar auch Plätzchen oder Stollen bei. Weihnachtslieder wurden gesungen und darunter auch das bis heute kaum bekannte Lied:

Hohe Nacht der klaren Sterne,
Die wie weite Brücken steh'n.
Über einer tiefen Ferne,
drüber unsre Herzen gehen
Hohe Nacht mit großen Feuern,
die auf allen Bergen sind.
Heut` muss sich die Erd` erneuern,
wie ein jung geboren Kind.
Mütter, euch sind alle Feuer,
alle Sterne aufgestellt.
Mütter, tief in eurem Herzen
schlägt das Herz der weiten Welt.

Für mich immer unvergessen trug Helmut dann auch ein bis dahin unbekanntes Gedicht von einem toten Soldaten vor:

Einmal im Jahr, in der Heiligen Nacht,
verlässt der Soldat seine eherne Wacht.....

Dieser Abend, diese Stimmung werden mir sicher ewig in Erinnerung bleiben. Aber es gibt auch noch andere Erinnerungen. Die Singschar der Jungmädelsgruppe 3 hatte gleichzeitig im gleichen Haus auch eine Weihnachtsfeier und so ergab es sich, dass wir uns anschließend noch zu Unterhaltung zusammensetzten. Mit dabei auch, wie meist, Eva Poser. "Evchen" war, auch im Schulbetrieb stets zu irgendwelchen Streichen aufgelegt und sie machte den Vorschlag, doch mal im kleinen Kreis eine richtige Neujahrsfeier zu organisieren. Ihre Eltern waren Besitzer des Hotels Sonntag, gleich hinter der Johanniskirche, das schon seit einiger Zeit von höheren Wehrmachtsoffizieren genutzt wurde. Sie erzählte uns, dass bei ihnen zurzeit eine Gruppe „Goldfasanen“ wohne. Das waren höhere Stabs- und Verwaltungsoffiziere, die auf ihren Uniformen rotgold bestickte Epauletten trugen. Sie kamen auf dem Rückzug direkt aus Frankreich und hatten größere Mengen von Champagner und Cognac dabei. Davon könnte sie sicher zwei/drei Flaschen abzweigen und damit könnten wir eine tolle Sause machen.

Gesagt, getan! Wir verabredeten uns zum 31.12. am frühen Abend. Evchen reichte uns zwei dicke Flaschen aus dem Kellerfenster und wir zogen gemeinsam zum Haus der Jugend, wo uns die Heimleiterin freundlich einen Raum für eine dringende Besprechung zur Verfügung stellte. Zum Zeitvertreib wurden erst mal Gesellschafts- und Pfänderspiele durchgeführt, Witze und lustige Geschichten erzählt, bis die Flaschen endlich geöffnet werden sollten. Aber das war nicht so leicht, denn keiner von uns hatte jemals französischen Champagner gesehen. Große dicke Flaschen mit überquellenden Korken, die auch noch mit festen Kordeln gesichert waren! Gläser hatten wir ja auch nicht. Evchen musste helfen, gab Anweisungen und bald öffnete sich die erste Flasche mit lautem Knall. Der Korken sauste an die Decke, zertrümmerte dort die

Glasschale einer Lampe und der halbe Flascheninhalt versprühte im Raum.

Bei der zweiten Flasche klappte es schon besser und dann durfte jeder einmal von dem schäumenden Nass trinken. Willi Justen, der erst kürzlich mit seinen Eltern aus dem Rheinland nach Gera evakuiert und zu uns gestoßen war, leerte die erste nur noch halbvolle Flasche gleich mit einem Zug. Nur kurz darauf redete er irres Zeug, verdrehte die Augen und fiel zu Boden. Große Aufregung: was tun? Evchen, ihre drei Freundinnen und einige Jungen verschwanden erst einmal. Übrig blieben Helmut Meier, Horst Frießner, Wolfgang Zeinert und ich.

Zu Hilfe gerufen, empfahl die Heimleiterin nach heftigen Vorwürfen, den Willi mit einer Krankentrage aus dem Luftschutzraum zu einem in der Nähe wohnenden alten Arzt zu bringen. Das haben wir auch sogleich gemacht und den Doktor aus dem Schlaf geklingelt. Der diagnostizierte nach kurzer Untersuchung auf der Straße dann auch sehr ungehalten: „Der Junge ist total besoffen!“ und empfahl, ihn nach Hause zu bringen. Also haben wir den Willi angeschnallt und zu viert durch den Schnee quer durch die Stadt bis zur Goebenstraße getragen. Das waren so ca. 4 bis 5 Kilometer. Kurz vor seinem Wohnhaus, Haus Nummer 11, regte sich Willi plötzlich, stand auf, dankte für die Heimreise und verschwand im großen Hauseingang. Am nächsten Tag mussten wir strenge Vorwürfe seiner Mutter anhören, weil Willi so spät vom Dienst nach Hause gekommen sei. Und dann habe er auch noch die Toilette mit der Kleiderschrantür verwechselt und dort hinein gepinkelt!

Anfang 1945 erfolgte über Presse, Rundfunk und durch persönlichen Gestellungsbefehl ein weiterer Aufruf zur Aufstellung einer „Sofortaktion der Hitlerjugend“ als allerletzter Versuch zur Mobilisierung des Widerstandes gegen die anrückenden alliierten Truppen. Gleichzeitig wurde angeordnet, Werwolfgruppen für den Kampf gegen die Feinde in den besetzten Gebieten auszubilden bzw. zu organisieren. Jugendliche im Alter von 14 bis 17 Jahren wurden in verschiedenen Lagern, wie in Ruhla, zusammengefasst und dort minimal militärisch ausgebildet.

Ich wurde allerdings in einem Kurzlehrgang zur Ausbildung als möglicher Lagerleiter eines Kinder-Landverschickungs-Lagers in Österreich auf die Burg Camburg an der Saale beordert, dort aber in erster Linie mit der Bedienung von Panzerfaust und Haftminen zur Panzerbekämpfung vertraut gemacht. Nach vierzehn Tagen, grippekrank zurück in Gera, wurde ich noch mehrmals als Melder sowie im Streifendienst zum Schutz vor möglichen Übergriffen durch plötzlich aktive Edelweißpiraten und Zwangsarbeiter eingesetzt. An einen regulären Schulbetrieb war kaum noch zu denken.

Ende März 45 erhielt ich den Befehl, mit der Reichsbahn nach Sonneberg zu fahren, um dort in einer Fabrik 500 Armbinden mit der Aufschrift „Sofortaktion der Hitlerjugend“ abzuholen. Diese sollten von uns bei bevorstehendem Einsatz als Ersatz für fehlende Uniformen getragen werden, um uns als Kombattanten, also Kriegsteilnehmer, auszuweisen und nach dem Genfer Abkommen nicht als Partisanen zu gelten.

Wegen der ständigen Angriffe durch Tiefflieger gab es kaum noch einen normalen Zugverkehr, zumal auch die Amerikaner bereits bis nach Hessen vorgerückt waren. So schlug ich mich auf Teilstrecken mit erheblichen Unterbrechungen über Lauscha nach Sonneberg durch und kam auf der Rückreise zunächst nur bis Coburg, wo ich unterhalb der Veste im Park eine längere Rast einlegen musste, da erst am späten Abend wieder Züge verkehren sollten. Es war ein sehr schöner Frühlingstag mit herrlicher Fernsicht, den ich bis heute noch immer in Erinnerung habe. Beim Verzehr meiner Marschverpflegung, bestehend aus einem kleinen Sack Pellkartoffeln und Salz, konnte ich von dort oben den Angriff von zwei Jagflugzeugen auf einen Güterzug ebenso interessiert beobachten, wie das Spiel von zwei Eichhörnchen an einem nahen Baum. Plötzlich kam eine kleine Fahrzeugkolonne in rasantem Tempo den Berg herauf gefah-

ren. Das waren drei schwere offene Limousinen, die mit allerlei Hausrat und Teppichen voll beladen waren und schnell in der Festung verschwanden. Insassen waren anscheinend hohe Offiziere, aber auch einige junge Frauen.

So gewann ich meinen ersten Eindruck vom heldenhaften Abwehrkampf nahe der heranrückenden Front. Übrigens hatte man mich in der Fabrik in Sonneberg schon gefragt, was ich mit den Armbinden noch anfangen wollte, denn bis ich in Gera zurück wäre, hätten mich die Amerikaner schon überholt und das Geld - 600 Reichsmark - das man mir mitgegeben hatte, wollte niemand haben.

Erst nach zwei Tagen kehrte ich mit meinem vollen Rucksack nach Gera zurück, fand aber in der Bann-Geschäftsstelle, die bei einem weiteren Bombenangriff total zerstört worden war, weder für die Armbinden, noch für das nicht benötigte Bargeld einen Abnehmer.

Im Haus der KDF- „Kraft durch Freude“-, wo die Dienststelle jetzt untergebracht war, habe ich Gretel Ritz, mir seit der Kindheit bekannt und ebenfalls in der Goebenstraße wohnend, getroffen. Sie war damals amtliche Bann-Sportwartin. Aus irgendwelchen Lagerbeständen übergab sie mir einen großen Eimer „WSK“, das waren getrocknete Wehrmachtssuppen- Konserven für ein schon geplantes Pfingstlager. Wir nannten es „Stacheldraht“, oder „Gartenweg“. Das Zeug war dann später doch noch eine sehr willkommene Ergänzung der ohnehin sehr knappen Nahrungsmittel.

Am 6. April 1945 erfolgte ein besonders schwerer Luftangriff auf Gera mit vielen Todesopfern, bei dem einige Teile der Stadt zerstört wurden. Ich stand an diesem sonnigen Frühlingstag mit Horst Frießner und Dieter Sakowski neben dem Luftschutzbunker gegenüber der Polizei- und Luftschutzwache 4 im „Wäldchen“ und sah am hellen Tag den Verband schwerer Bomber über unserer Stadt. Plötzlich lösten sich aus den Maschinen lauter kleine schwarze Punkte und die kamen direkt auf uns zu. Ein Bersen und Krachen um uns herum, dann lähmende Stille. In einem nahen alten Haus konnten wir bei den sofort beginnenden Sucharbeiten einen alten Mann unter einer Kellertreppe retten. Er hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Die Hilferufe einer Frau aus den Trümmern, die wir nicht retten konnten, werde ich wohl nie vergessen. Später wurde ich zusammen mit einigen Soldaten bei Löscharbeiten am Debschwitzer Bahnhof und bei der Suche nach möglichen Blindgängern eingesetzt.

Am 12. April 1945 meldeten die Sirenen Feindalarm. Die wenigen noch in der Kaserne verbliebenen Soldaten, eine Genesungskompanie, meist ältere Landsturmlaute und Verwundete, rückten in Richtung Steinertsberg zur Verteidigung aus und alle Bewohner unseres Hauses versammelten sich im Luftschutzkeller. Aus Richtung Langenberg und Biblach, also Autobahn, hörten wir Geschützlärm und das Dröhnen der Panzermotoren. Schon Tage zuvor haben wir im Garten auf dem Steinertsberg unsere Fähnlein- fahne, eine Hitlerbüste, Orden und Ehrenzeichen und sonstige Utensilien sowie eine Büchse mit Münzen und Abzeichen der Roten Armee, die Vater mitgebracht hatte, vergraben. Auch die wertvollen chinesischen Schwerter, Dolche, Pfeile und Bogen aus Großvaters chinesischer Raritätensammlung, wurden in Ölpapier eingewickelt und unter der Laube versteckt. Alles sollte somit vor möglichem feindlichen Zugriff gesichert werden.

Bei Feindalarm bestand für uns „Volkssturmmänner“ die Pflicht zur Meldung bei der zuständigen NSDAP Ortsgruppenleitung. Das war für Helmut Meyer und mich die Anschrift des Baugeschäftes Bärwolf in der Roonstraße. Gegen den Protest unserer Mütter haben wir uns auf den Weg dorthin gemacht, wurden aber schon bald in der Werderstraße aus Richtung Biblach aus Maschinengewehren beschossen. Wie gelernt, volle Deckung im nächsten Straßengraben und zunächst abwarten. Dann kam uns ein älterer Mann entgegen, den wir vom Volkssturm kannten und erklärte uns, dass am Treffpunkt niemand wäre und wir schleunigst nach Hause gehen sollten. Also traten wir den geordneten Rückzug an, um den erwarteten Einmarsch der Feinde abzuwarten.

Im Giebel eines Nachbarhauses schlug eine Granate ein, ohne großen Schaden anzurichten.

Ansonsten blieb das Wohngebiet um die Kaserne vor Zerstörung und Schäden bewahrt. Helmut und ich trugen bis dahin noch immer unsere Jungvolkuniform, die wir nun samt Orden und Dienstrangabzeichen feierlich ablegten. Die Hausgemeinschaft verbrachte den Tag und die folgende Nacht gemeinsam in dem provisorisch hergerichteten Luftschutzraum, aus dem es schon seit einiger Zeit vorsorglich Mauerdurchbrüche zu den Nachbarhäusern gab.

Am 13. 4. wurde Gera und somit auch unser Wohngebiet kampflos von den Amerikanern eingenommen. Schon bald wurden größere Gruppen deutscher Soldaten als Kriegsgefangene von amerikanischen Soldaten durch unsere Straße geführt. Da haben wir die ersten lässigen coltschwingenden „Neger“ gesehen. Nach kurzer Zeit wurden an Häusern und Wänden Plakate des Stadtkommandanten angebracht, mit denen in deutscher und englischer Sprache Befehle über das Verhalten der Bevölkerung erlassen wurden. Eine befristete Ausgangssperre wurde verhängt und der bis dahin noch reguläre Schulbetrieb eingestellt. Einige unserer Lehrer, die wohl Parteimitglied waren, sollen sich sofort nach dem Einmarsch der Amerikaner das Leben genommen haben.

Die Kaserne war anscheinend leer, aber wir wussten, dass sich dort noch Verpflegungslager befanden. Helmut und ich stiegen über die hohe Kasernenmauer und fanden nach kurzer Suche im Haus neben dem Küchengebäude einen Raum, in dem mindestens 50 geräucherte Knochenschinken lagen. Helmut ging nach unten und ich warf ihm mehrere Schinken aus dem Fenster zu.

Auf Zuruf kamen schnell einige Anwohner, denen Helmut die Beute zur Verteilung über die Mauer weiter reichte. Durch den entstandenen Auflauf aufmerksam geworden näherte sich ein amerikanischer Soldat und gab zunächst Warnschüsse ab. Dadurch verteilte sich die Menge und ich saß zunächst im ersten Stock fest. Aber der Soldat hatte mich dort schon ausgemacht und forderte mich auf, nach unten zu kommen. Mit meinen wenigen erstmals angewandten englischen Sprachkenntnissen versuchte ich ihm klar zu machen, dass wir Hunger hätten und ich auf der Suche nach Essbarem sei. Danach scheuchte er mich wieder über die Mauer zurück auf die Goebenstraße, wo Helmut noch mit zwei Schinken auf mich wartete. Im rückwärtigen Teil der Kaserne, die jetzt von Soldaten bewacht wurde, hatten wir direkt hinter der Mauer einen großen Stapel mit Kisten aus Wehrmachtsbeständen ausgemacht. Zusammen mit Kurt Oertel, Günther Stein und Wolfgang Zeinert gelang es uns zunächst, in einem unbewachten Moment eine Kiste mit Schmalzfleisch in Dosen herauszuholen, die wir dann auch gleich an verschiedene Familien aufteilten. Damit hatten wir aber nicht genug, sondern wollten mehr. Nach Einbruch der Dunkelheit brachen wir von unserer Gartenlaube trotz Sperrstunde auf und nahmen auch noch eine Leiter mit, um leichter über die Mauer zu kommen. Von Wachmannschaften war nichts zu sehen, also stieg Kurt Oertel hinauf und reichte uns die erste erreichbare Kiste herüber. Als er die zweite Kiste zu sich heranziehen wollte, geriet der ganze Stapel ins Schwanken und stürzte mit Donnergetösen um. Das rief die Wachmannschaften auf den Plan und es wurde geschossen. Wir flüchteten mit unserer Beute in unseren Garten, bzw. in unsere Gartenlaube und stellten dort zu unserer Enttäuschung fest, dass in der Kiste lediglich Dosen mit Stachelbeerkompott waren.

Kurt Oertel, genannt „Nuppi“, gehörte eigentlich bis dahin nicht zu unserem direkten Freundeskreis, denn er war mit Jahrgang 27 oder 28 schon einer der Großen und schon Mitglied der Motor-HJ, aber auch bekannt als mehrfach ausgezeichneter Schwimmer. Er hat beim Einmarsch der Amerikaner sofort ein für Ausbildungszwecke der Motor-HJ vorhandenes grünes Leichtmotorrad von der Marke Fichtel und Sachs in der damaligen Banndienststelle requiriert und zunächst bei uns in der Hauseinfahrt versteckt. Nuppi hatte schon damals eine feste Freundin, Jutta Spruck aus Langenberg, ebenfalls

eine bekannte Schwimmerin. Deren Vater war Gendarm und Bademeister. Dem wurde das Motorrad heimlich gebracht, aber es fehlte an Sprit! Also zogen wir mit einem Handwagen durch die Straßen, in denen die Amerikaner ihre Nachschubfahrzeuge abgestellt hatten und kehrten schon nach kurzer Zeit mit einem Kanister Benzin zurück.

Wenige Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner wurde ich zusammen mit Helmut und anderen Freunden, meist Jungvolkführern, von deutschen Polizisten, damals noch im Amt, aufgefordert zu einem Gespräch mit dem amerikanischen Stadtkommandanten zum 4. Polizeirevier – Gera Ost zu kommen. Dem sind wir gefolgt und wurden dort zunächst in dem bisherigen mir bekannten Luftschutzkeller eingeschlossen. Auf dem Weg hierher war uns aufgefallen, dass auf dem nahe gelegenen Galgenberg viele schwere amerikanische Transportfahrzeuge mit Nachschub, unter anderem vollgepackt mit Verpflegungskisten, sogenannten C Rationen, geparkt waren. Da wir Hunger hatten und an Verpflegung nicht zu denken war, beschlossen Helmut und ich zunächst erst einmal auszubrechen. Durch den nur verriegelten Notausgang gelangten wir ins Freie und lungerten um die geparkten LKW herum. Schon bald waren wir fündig und konnten einen großen Karton mit Tagesrationen entwenden, den wir zunächst im Keller des nahe gelegenen, offen stehenden Heimes vom Fähnlein vier versteckten. Einige Büchsen mit „Ham and Eggs“ und Trockenbrot nahmen wir mit und kehrten un bemerkt auf dem gleichen Weg in unser Gewahrsam zurück. Dort teilten wir unsere Beute zur Freude unserer Freunde redlich auf und gaben davon auch noch den erstaunten Polizisten etwas ab.

Nach kurzem Aufenthalt wurden wir zunächst in das zentrale erste Polizeirevier am Rossplatz gebracht und trafen dort auf etliche weitere ehemalige Jungvolk- und HJ Führer. Die wenigen Haftzellen waren nicht verschlossen, so versammelten wir uns, man schrieb den 20sten April, auf dem Hof und feierten Adolf Hitlers Geburtstag. Dazu gab es einen besonderen Anlass, denn wir vernahmen aus dem Radio, dass die Polizisten auf eine Fensterbank gestellt hatten, dass sich eine starke deutsche Panzereinheit aus Richtung Dresden in Richtung Thüringen bewegt und dabei sein soll, die Amerikaner zurückzudrängen. Werden wir etwa befreit? Das war ein Trugschluss und am nächsten Tag wurden wir von amerikanischen Soldaten in Empfang genommen und mit LKW in das Geraer Stadtgefängnis gebracht. Dort fand ich mich mit Helmut und Wolfgang Kröhnert in Zelle 35 wieder.

Was wird mit uns geschehen? Wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten wir erstmals eine Kolonne ausgemergelter Gestalten in blau-weiß gestreiften Anzügen gesehen, die, von der Kaserne kommend, durch die Stadt getrieben wurden. Das sollten KZ Häftlinge gewesen sein. Gerüchteweise hatte man schon hinter vorgehaltener Hand gehört, dass es in Buchenwald bei Weimar ein KZ-Lager gab, in dem allerlei Verbrecher, Kommunisten und Regimefeinde zur Zwangsarbeit untergebracht waren.

Unsere Personalien wurden aufgenommen und ein amerikanischer Offizier erklärte uns tags darauf, dass wir als Mitglieder der Sofortaktion bekannt seien. Man wisse genau, dass wir ausgebildet und aufgerufen sind, Sabotageakte auszuführen. Von einer sofortigen Inhaftierung oder Internierung wolle man absehen, aber wir dürften keine Schule besuchen und keiner Arbeit nachgehen. Versammlungen seien uns untersagt. Sollte es zu Partisanenanschlägen oder dgl. in der Stadt kommen, würden wir abgeholt und erschossen.

Nach dieser Verwarnung wurden wir entlassen und machten uns bei herrlichem Frühlingswetter ganz fröhlich auf den Heimweg. Aber schon kurz vor unserer Straße nahte neues Ungemach. Uns kamen viele Leute mit überladenen Handwagen entgegen und wir hörten, dass die Amerikaner die sofortige Räumung der Goebenstraße befohlen hätten, da diese zusammen mit der Kaserne als Auffanglager für heimkehrende ehemalige Kriegsgefangene und Fremdarbeiter eingerichtet wurde. Innerhalb von zwei Stunden mussten alle Bewohner die Häuser verlassen und durften nur das Notwen-

digste an Kleidung und Wäsche mitnehmen. Also kamen wir gerade zurecht, um schnell alles Mögliche zusammenzuraffen. Es war ein heilloses Durcheinander und keiner wusste, wohin mit den Klamotten. Neue Quartiere wurden nicht angewiesen und so versuchte jeder Zuflucht bei Freunden und Verwandten in anderen Stadtbezirken zu finden. Großmutter lebte nach dem Tod der Urgroßmutter bis dahin zusammen mit Tante Hannelore in der Vierzimmerwohnung Goebenstraße 33.

Sie hatte wenige Tage vorher eine fünfköpfige Flüchtlingsfamilie aus Schlesien zugewiesen bekommen, die sich, nicht nur der Not gehorchend aber sehr schnell in das Familienleben einordnete.

Die Familie Platscher war eher eine Bereicherung, denn eine Last, und wir beschlossen, uns zunächst gemeinsam mit Sack und Pack im Gartenheim der Gartensiedlung am Steinertsberg einzuquartieren. Das war ein sehr geräumiges gut ausgestattetes Haus, direkt unterhalb des großen Gartens unserer Großmutter. Dort stand neben einem Geräteschuppen und Kaninchenstall auch noch eine sehr geräumige Wohnlaube. Trotz Verbot holten wir aus unseren Wohnungen Matratzen und Bettzeug und richteten in den beiden Gasträumen notdürftig Schlaf und Wohnecken ein. Mit den Wirtsleuten, Familie Lehmann, und weiteren Bekannten zählte die Belegschaft 17 Personen, die dann auch gleich gemeinsames Wirtschaften arrangierte. Ich setzte mich ab und bezog die ehemals vom Großvater so toll eingerichtete und von ihm früher oft genutzte Laube. Da gab es neben Tisch und Stühlen zwei Holzbetten, die mit Haferstroh gefüllte Bettsäcke enthielten und eine alte Petroleumlampe. Zunächst schlief dort auch mein achtjähriger Bruder Joachim, später wurde die Laube wechselnd auch mit Freunden als Stützpunkt für allerlei Unternehmungen genutzt.

In erster Linie Wache und Schutz der Gartenkolonie vor Horden plündernder Polen, die in einem Barackenlager hinter der Kaserne untergebracht waren, aber auch Ausgangspunkt für Streifzüge, um irgendwie Beute zu machen. Dabei ging es hauptsächlich um die Beschaffung von Nahrungsmitteln. Gelegenheit dazu bot die Kolonne von Nachschubfahrzeugen, die die Amerikaner in den Straßen um die Kaserne geparkt hatten und wir hatten ja schon sehr bald herausgefunden, dass man an Pakete mit C Rationen leicht herankommen konnte.

Direkt an der Grenze zum Nachbargarten verlief eine Stromleitung, die seit Mitte des Krieges von der Kaserne zu einer Beobachtungsstation, wenige hundert Meter entfernt, neben den Bismarckturm führte und nach unseren Feststellungen noch unter Strom stand. Kurt Oertel kletterte auf einen Lichtmast und verband ein inzwischen irgendwo geklautes Kabel per Isolierband mit den Leitungen und schon bald hatten wir sogar Licht in unserem Nest. Ein kleiner alter Volksempfänger ergänzte unseren Komfort und versorgte uns mit Nachrichten, die noch bis zum Kriegsende bzw. zur Kapitulation am 08. Mai 1945 vom Deutschlandsender Königs Wusterhausen unter der Erkennungsmelodie „Üb immer Treu und Redlichkeit“ ausgestrahlt wurden. So erfuhren wir, dass Hitler nach der Hochzeit mit Eva Braun am 30. April Selbstmord begangen hatte, Goebbels mit seiner Familie am 1. Mai seinem Vorbild folgte und Großadmiral Karl Dönitz zum Reichskanzler und Oberbefehlshaber der Wehrmacht ernannt wurde.

Der versuchte dann vergeblich, getrennte Waffenstillstandsverhandlungen zu führen. Damit war dann auch der letzte Funken an Hoffnung auf einen Stopp des Vormarsches der alliierten Streitkräfte erloschen, aber wir waren auch froh, dass die Russen nicht bis nach Thüringen vorgedrungen waren.

Die Amerikaner entsorgten ihre Küchenabfälle mit Lastwagen täglich, indem sie diese an den Rand einer alten Jauchegrube im Biblacher Grund kippten. Das beobachteten die Anwohner der nahen „Exmittierten Baracken“, das waren „Zigeuner“ und mittellose Menschen aus der untersten sozialen Schicht, in unseren Augen also Gesindel, mit denen wir aus der Goebenstraße schon immer auf Kriegsfuß standen. Die versammelten sich zu Dutzenden, wenn die LKW zum Abladen anrollten, um Essbares, was noch

nicht in der Jauche versunken war, zu ergattern und balgten sich auch noch heftig darum. Dass man sich bei allem Hunger so erniedrigen konnte, empörte uns doch sehr heftig und so wurde beschlossen, dass dieses Treiben zumindest empfindlich gestört werden musste. Also bewaffneten sich Nuppi und Günther Stein mit zwei faustgroßen Kanonenschlägen, das waren Sprengsätze aus Übungshandgranaten von Vaters alten Beständen und legten sich auf die Lauer, bis die nächste Fuhre ankam.

Kaum war die Ladung abgekippt und die Amerikaner abgezogen, stürzte sich die Meute auf den Abfall, um etwas von den Mengen an Weißbrot oder sonstigen Lebensmitteln zu erwischen. Da traten die beiden Freunde in Aktion, zündeten die beiden Sprengsätze und warfen sie in die Jauchegrube. Es gab einen lauten Knall und aus der Jauche stieg eine hohe Fontaine auf, die sich auch auf die Ansammlung ergoss. Es gab einen großen Tumult und wenig später wurde erzählt, dass sie Amerikaner jetzt Zeitzünder Bomben unter die Küchenabfälle mischten.

Wolfgang Zeinert, ebenfalls aus unserem Freundeskreis, hatte versucht, im Alleingang ein Proviantpaket von einem LKW nahe der Kaserne zu stehlen und wurde dabei von einem Wachposten gestellt. Ein gut deutsch sprechender Offizier hat ihn verhört und dabei erheblich misshandelt. Dann wurde er in die Arrestzelle über der Wache am Kasernenort gesperrt. Wir hatten den Vorgang beobachtet und konnten uns mit Wolfgang durch das offene Zellenfenster verständigen, um gleich Pläne für seine Befreiung zu schmieden. Eine lange Leiter und eine Eisensäge müssten reichen? Aber so weit kam es nicht, denn Wolfgang wurde, nachdem man ihm noch eine weitere Tracht Prügel verpasst hatte, von dem gleichen Offizier wieder frei gelassen. Als wir am nächsten Tag zusammen mit Wolfgang wieder um die Kaserne zogen, sahen wir diesen, wie er einen großen Seesack in einen auf dem niedergefahrenen Feld in Kolonne stehenden Jeep lud. Also vermuteten wir, dass es sich dabei um das Fahrzeug des besagten Offiziers handelt und beschlossen gleich, uns an diesem für die Schläge zu rächen, die Wolfgang bezogen hatte.

In der folgenden Nacht zogen wir zu viert von unserer Laube los. Nuppi, Günter Stein, Wolfgang Zeinert und ich. Gut getarnt, die Gesichter mit Dreck verschmiert, schlichen wir uns zu dem großen Fahrzeugpark und robbten uns ungeachtet der damit verbundenen Gefahren an den ausgemachten Jeep heran. Aus dem offenen Wagen konnten wir den großen Seesack vorsichtig herunterziehen und nahmen auch gleich noch einen Kanister Benzin mit. Dann traten wir unbemerkt von den Wachposten den Rückzug zu unserer Laube an, um dort erst einmal den Erfolg unserer Aktion zu feiern. Über den Inhalt des Seesackes waren wir doch sehr erstaunt, denn es handelte sich neben persönlichen Utensilien, wie Wasch- und Rasierzeug, um ausgesprochene Beutestücke die der Herr Offizier offensichtlich ergattert hatte. Das waren, eine ganz altertümliche Handfeuerwaffe neben einem nagelneuen, französischen KK Gewehr mit Zielfernrohr, zwei aus dem Rahmen gerissenen Ölbilder, ein Ballen Kleiderstoff und eine ca. fünf Liter fassende Büchse mit Tabak.

Die Frage, wohin mit dem Krempel war schnell geklärt, denn außer dem Tabak gab es für uns keine Verwendung. Den konnten wir sicher künftig für den Tauschhandel einsetzen. Alles andere sollte so schnell wie möglich vernichtet werden, um keine Spuren zu hinterlassen. Also machten sich Nuppi und Günter Stein am nächsten Morgen mit dem Seesack und dem Benzin auf den Weg, um alles auf einem freien Feld unterhalb des Bismarckturmes zu verbrennen.

Schon einige Zeit vor dem Einmarsch der Amerikaner hatten wir geplant, über Pfingsten eine Zeltfreizeit am Agaer Badesee zu veranstalten. Davon wollten wir uns auch dann im Mai nicht abbringen lassen, zumal uns vom Bann schon ein Eimer Trocken Gemüse für die Verpflegung und Zeltmaterial zur Verfügung gestellt wurde. Nachdem Helmut Meyer inzwischen eine Lehrstelle angetreten hatte und andere Freunde keinen Schneid hatten, blieben nur Nuppi und ich als Teilnehmer übrig. Wir fuhren mit den

Rädern nach Aga und bauten unser Zelt in einem kleinen Wald am Strandbad auf. Vier Tage wollten wir bleiben und haben unsere Verpflegung bei einem Bauern in der Nähe gegen Tabak aus der beim letzten „Raubzug“ ergatterten Blechbüchse eingetauscht. Abends tauchten beim Lagerfeuer zwei amerikanische Soldaten auf, um uns zu kontrollieren. Wir gaben uns in gebrochenem Schulenglisch als Pfadfinder aus und erreichten, dass sie sich für einige Zeit zu uns setzten und sich mit uns unterhielten. Besuch bekamen wir auch von Nuppis Freundin, Jutta Spruck, mit ihrer kleinen Schwester Lissi, die mit den Rädern von Langenberg herüber gefahren waren. Tagsüber sind wir geschwommen oder waren mit einem Ruderboot auf dem Wasser und haben so vier unbeschwerte Tage verlebt.

Von unserer kleinen Pfingstfahrt zurück in Gera erwartete uns eine freudige Überraschung. Wir durften wieder in unsere alten Wohnungen einziehen. Aber da war zunächst Großreinemachen und Entrümpeln angesagt, denn die zuvor dort untergebrachten Russen, Polen und Franzosen hatten wie die Vandalen gehaust.

Großmutter wurde in dieser Zeit sehr krank, litt an Magenblutungen und musste ins Milbitzer Krankenhaus eingeliefert werden. Da sich ihr Zustand schnell verschlechtert hatte, wurden wir informiert, dass sie dringend eine Blutübertragung benötigt. Ihre Tochter Hannelore, Mutters Schwester, also meine Tante, schied als mögliche Spenderein aus, also wurde die Übertragung von mir zu ihr auf direktem Weg vorgenommen. Leider hatte sie nicht den erhofften nachhaltigen Erfolg, Großmutter starb bereits am 1. Juni 45.

Tante Wilhelmine Lauterbach, also Mutters Schwester, wohnte mit ihrer Familie schon seit 1938 in Kassel, wo Onkel Henner als Polizist tätig war. Wegen der Bombenangriffe auf Kassel wurde sie Ende 1944 mit ihren fünf Kindern nach Ersrode im Kreis Rothenburg evakuiert, während Onkel Henner später im Osteinsatz war.

Nun galt es, sie über den Tod ihrer Mutter zu informieren. Aber wie, denn es gab noch keine Postverbindung und schon gar kein Telefon.

Also beschlossen „Tante“ Hannelore und ich, mit den Rädern nach Ersrode zu fahren, um die Todesnachricht zu überbringen.

Am Sonnabend, 29. Juni, mittags 12:00 Uhr, haben wir uns beide, bepackt nur mit den notwendigen Kleinigkeiten, auf den Weg gemacht und die Autobahn als vermeintlich kürzeste Strecke gewählt. Dort herrschte ein sehr starker Verkehr von amerikanischen Militärfahrzeugen, die in Kolonnen Richtung Westen fuhren. Dazwischen hin und wieder einige zivile mit Holzgas betriebene LKW, die mit Hausrat überladen waren. Alle fuhren in gemächlichem Tempo, so dass wir uns auf der sehr bergigen Strecke an das eine oder andere Fahrzeug anhängen konnten. Bis zum Beginn der Sperrstunde um 22:00 Uhr waren wir zügig schon bis hinter Erfurt gekommen und haben dann bei einem Bauern nahe der Autobahn nach einer Übernachtungsmöglichkeit gefragt. Der hat uns freundlicherweise die Scheune angeboten und so haben wir dort im Heu geschlafen.

Am nächsten Morgen herrschte auf der Autobahn wieder ein sehr starker Kolonnenverkehr. Kaum hatten wir uns an ein besonders langsam fahrendes Fahrzeug angehängt, erwischte ich am Vorderrad einen „Platten“, der erst einmal notdürftig geflickt werden musste. Künftig hieß es aller paar Kilometer: Luftpumpen! Langsam kamen wir bis hinter Eisenach, dort gab es einen Stau. Von weitem sahen wir, dass die Militärpolizei eine Straßensperre eingerichtet hatte und alle zivilen Fahrzeuge und Insassen kontrollierte. Da wir keine Ausweise besaßen, beschlossen wir, die Autobahn über einen Feldweg zu verlassen um die Sperre zu umgehen. Anscheinend hatte man uns dabei beobachtet, denn es wurde in unsere Richtung geschossen. Erst mal Deckung und als alles wieder ruhig war, durch ein kleines Wäldchen zum nächsten Ort. Das war Herleshausen, der spätere Grenzübergang. Hier hörten wir von einem Bewohner, dass die Amerikaner die Grenze nach Hessen dicht gemacht hätten und er empfahl uns ei-

nen Waldweg nach Wildeck zu nehmen. Das gelang uns und wir schafften es, bis wieder kurz vor der Sperrstunde um 22:00 Uhr nach Niederellenbach zu kommen. Dort fanden wir Unterschlupf bei der Familie des Schmiedemeisters Wilhelm Albrecht. Hannelore hatte in dieser Familie, die mit Großmutter verwandt war, im Jahr 1944 ihr Pflichtjahr abgeleistet und ich war während der Sommerferien dort auch schon mal zu Besuch.

Tags darauf hörten wir beim Morgenkaffee, dass die Amerikaner Thüringen geräumt und den russischen Truppen überlassen hätten. Das kam für uns völlig überraschend und erklärte aber auch den starken Fahrzeugverkehr an den letzten beiden Tagen auf der Autobahn Richtung Westen, sowie die Grenzsperrung, die wir erlebt hatten. In Niederellenbach, Oberellenbach und Sterkelshausen lebten noch viele Verwandte aus Großmutter's Familie und so war es nicht verwunderlich, dass Tante Wilhelmine bei der Evakuierung Zuflucht in Ersrode gesucht hatte.

Dort angekommen herrschte helle Aufregung, denn Tante Wilhelmine musste gerade an diesem Tag die bisher genutzte Wohnung räumen und wegen der ohnehin geplanten Rückkehr nach Kassel eine Notunterkunft auf dem Dachboden im Feuerwehrhaus beziehen. Also kamen wir gerade zur rechten Zeit um bei der Umsiedlung mit den fünf Kindern zu helfen. Zunächst kampierten wir alle zusammen auf einem notdürftig hergerichteten Matratzenlager, lebten vom Hamstern bei Verwandten und Bekannten und sammelten fleißig Heidelbeeren.

Den Onkel Henner hatten die Amerikaner inzwischen wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP als Polizeihauptwachmeister in das berüchtigte Internierungslager Schwarzenborn im Knüll eingesperrt. Über den Pfarrer von Schwarzenborn sollte die Möglichkeit bestehen, dort Päckchen mit Verpflegung einzuschmuggeln.

Also bat mich Tante Wilhelmine, einmal hinzufahren und Verbindung zu dem besagten Pfarrer aufzunehmen. Das gelang mir trotz einiger Hindernisse und der Pfarrer versprach mir, das Päckchen über Mittelsmänner an den Onkel weiter zu leiten.

Seit der Nachricht über den Einmarsch der Russen in Thüringen war ich in ganz erheblicher Sorge um den Verbleib meiner lieben Mutter und der beiden kleinen Geschwister. Zu frisch waren noch die Berichte über die Gräueltaten russischer Soldaten an der Zivilbevölkerung, an Vergewaltigung, Raub und Mord. Mutter hatte kurz vor unserer Abreise vom Oberbürgermeister der Stadt Gera die Mitteilung erhalten, dass Vater, der ja vermisst war, wegen Zugehörigkeit zur NSDAP aus dem Polizeidienst entlassen sei. Und wie ironisch: er möge seine dienstlichen Belange ordnungsgemäß übergeben. Sie war, zumal nicht berufstätig, absolut mittellos.

Demzufolge bestand für mich der Wunsch und die Absicht, so schnell als möglich nach Gera zurückzukehren.

Nach wenigen Tagen war es so weit und wir sieben Personen traten mit Sack und Pack, zwei Kinderwagen, Fahrrädern usw. die abenteuerliche Reise nach Kassel an.

Zunächst nahm uns der Milchwagen gegen ein kleines Trinkgeld auf der offenen Pritsche mit bis zum Bahnhof nach Altmorschen. Dann warten bis ein Zug Richtung Kassel fährt und darin bei schon vorhandener Überfüllung einen Wagen finden, in dem man das ganze Gepäck unterbringen konnte. Bis Guxhagen ging alles recht gut, dann war Schluss, denn die Brücke war gesperrt und wir mussten mit allem Gepäck einen steilen Abhang hinunter auf einem schmalen Behelfssteig über die Fulda zur anderen Seite und dort genauso beschwerlich wieder hinauf. Aber wir haben es geschafft und waren heilfroh, dass wir die ganze Sippe noch am gleichen Abend wieder in ihrer alten Wohnung in Kassel- Oberzwehren, Keilsbergstraße 51 untergebracht hatten.

In Kassel suchte ich dann auch nach dem Bruder meines Vaters, Ernst Bing, der früher, bis zu einem Bombenschaden mit seiner Frau Hilde und Sohn Dieter in der Koh-

lenstraße 33 gewohnt hatte. Den Onkel Ernst, der frühzeitig aus der Gefangenschaft entlassen und jetzt als Kraftfahrer bei den Amerikanern tätig war, fand ich auch spontan bei seiner Schwiegermutter, die ebenfalls bombengeschädigt im Hinterhof in einer Notunterkunft wohnte. Er plante gerade, seine Frau und seinen Sohn, die nach Bad Salzungen zu Verwandten evakuiert waren, nach Kassel zurück zu holen und bot mir an, mich über die schon scharf bewachte Grenze mitzunehmen. Das kam mir gerade recht und ich stimmte zu, aber Hannelore entschloss sich, aus Angst vor den Russen, doch lieber zunächst bei ihrer Schwester und anderen Verwandten zu bleiben.

Onkel Ernst hatte durch Verbindung zu einem Fahrer der amerikanischen Nachschubeinheit in Kassel eine Mitfahrgelegenheit zunächst bis nach Hersfeld organisiert. Dort mussten wir uns nach einer Passkontrolle registrieren lassen, trampelten aber gleich weiter nach Heringen, wo wir Verbindung zu einem Schlepper aufnahmen und zunächst eine Schlafmöglichkeit in einer alten Försterei fanden. Dort warteten schon einige Leute, die auch über die Grenze gebracht werden wollten. Nachts um vier Uhr wurden wir geweckt und dann marschierten wir, zur absoluten Ruhe ermahnt, im Gänsemarsch durch den nahen Wald in Richtung Vacha auf Thüringer Seite. Unbehelligt kamen wir dort bei Tageslicht an, orientierten uns zum Bahnhof und sahen die ersten Russen mit Panjewagen, schmutzigen Uniformen und die vielen grünen Girlanden, Transparente mit Parolen und große Stalinbilder.

Mit der Reichsbahn kamen wir schnell nach Bad Salzungen, wo sich Onkel Ernst verabschiedete. Die Weiterfahrt, wie üblich als Schwarzfahrer, über Eisenach, Erfurt und Weimar, war dann sehr schwierig, denn die Russen hatten bei zweigleisigen Strecken meist schon ein Gleis abmontiert und dadurch gab es wegen ohnehin fehlender Fahrpläne oft lange Wartezeiten. Schließlich kam ich dann doch, es war inzwischen schon der 5. August 1945, wohlbehalten auf dem Hauptbahnhof in Gera an.

Entgegen meiner Erwartungen war Mutter mit den beiden Geschwistern und der Familie Platscher nicht wieder in die alte, total vermüllte und verdreckte Wohnung in der Goebenstraße 15 zurückgekehrt. Sie hatten, ebenfalls nahe der Kaserne im Ulmenhof, im Erdgeschoß Unterschlupf in einer recht gut eingerichteten Wohnung von Bekannten, die geflohen waren, gefunden. Dorthin kehrte ich nach meiner abenteuerlichen Reise von mehr als vier Wochen zurück und wurde von allen sehr herzlich begrüßt.

Die alliierten Siegermächte hatten nach der Kapitulation das ehemalige Großdeutsche Reich in die Grenzen vor 1937 zurückgeführt, den Verlauf von Oder und Neiße als Ostgrenze festgelegt und den Rest in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Wir lebten jetzt also in der sowjetisch besetzten Ostzone und sollten nach dem Willen der Sowjets, gestützt auf einen Kader in der Sowjetunion ausgebildeter Altkommunisten, möglichst schnell zu Stalins Musterland werden. Dazu ließ sich die siegreiche Sowjetarmee bei jeder bietenden Gelegenheit in den neuen Medien, auf Spruchbändern und mit eigens errichteten Lautsprechern als Befreier von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und Garant für Frieden und Völkerverständigung feiern. Groß herausgestellt wurden dabei auch die Erfolge der fortschrittlichen Kollektive und volkseigenen Betriebe unter Führung der KPDSU.

In der beginnenden und tief greifenden Säuberungsaktion, der sogenannten Entnazifizierung, wurden Mitglieder der NSDAP und ihrer angegliederten Organisationen aus allen öffentlichen Ämtern entfernt. Parteifunktionäre und ehemalige Führungskräfte, Aktivisten, wie einfache Mitläufer bis hinunter zum Blockwart, aber auch Betriebsleiter, Polizisten, Lehrer usw. wurden teilweise wahllos verhaftet und in Gefängnisse oder ehemalige KZ Lager, wie Buchenwald verbracht. Damit begann die große Zeit der Denunzianten und derjenigen, die plötzlich aus dem Nichts heraus schon immer gegen Hitler gewesen sein wollten, aber auch jener, die sich aus der Zusammenarbeit mit den Sowjets besondere Vorteile erhofften.

Die Lage der Familie, bzw. der sich bildenden neuen Wohngemeinschaft mit Frau

Platscher und ihren Töchtern, war schon schlimm. Vater, der noch immer in Russland vermisst war, wurde vom Oberbürgermeister der Stadt Gera offiziell aus dem Polizeidienst entlassen und so verfügte Mutter mit uns drei Kindern künftig über kein gesichertes Einkommen. Für den Unterhalt musste auf Sparguthaben und Rücklagen, Verkauf von Schmuck und Einrichtungsgegenständen zurückgegriffen werden und Mutter verdiente ein paar Pfennige mit der Herstellung von Pantoffeln aus alten Wehrmachtsdecken. Die waren immer sehr gefragt. Ansonsten wurde gehamstert, gehandelt und getauscht, was nur möglich war und natürlich von den nahe liegenden Feldern „geerntet“, was irgendwie essbar war. So stapelten sich im Keller bald Weißkohlköpfe und sogar Zuckerrüben aus denen tagelang Zuckerrübensirup gekocht wurde. Bayrischer Weißkrautsalat stand nun fast täglich auf dem Speiseplan. Auch Ährensammeln war angesagt und die Körner auf den vorhandenen alten Kaffeemühlen mehlähnlich verarbeitet.

Frau Platscher entwickelte eine besondere Technik, um Gerstenkörner zu rösten und daraus Kaffee zu brühen. Der Tagesablauf war vom Überlebenskampf bestimmt und abends setzte man sich oft am großen runden Tisch zusammen, um bei spirituellen Sitzungen einen Blick in die Zukunft zu werfen oder Kontakt mit Verstorbenen oder Vermissten aufzunehmen. Da gab es geheimnisvolle Klopfzeichen oder Tischrücken, Geisterbefragungen und Handlesen, wobei Frau Platscher, eine halbe Zigeunerin, die auch russisch und polnisch sprach, den Ton angab. Mir wurde dabei einmal der Auftritt in einem großen Haus vorhergesagt. Da ich ohnehin damals sehr sangesfreudig war, wurde daraus geschlossen, dass ich sicher Opernsänger würde! Was für ein Trugschluss.

Die Familie Nauset aus dem gleichen Haus bekam plötzlich Besuch von einer jungen Verwandten mit ihrem wenige Wochen alten Kind. Sie war aus der Tschechei ausgewiesen worden, nachdem man ihren Mann dort erschossen hatte. Nun wollte sie baldmöglichst zu ihren Eltern nach Bottrop im Ruhrgebiet weiterreisen, wo diese eine kleine Maschinenfabrik hatten. Aber das war nicht so einfach möglich, denn es gab dort hin keinen Zugverkehr und die Grenzen waren inzwischen von den Russen wegen der Fluchtbewegungen in Richtung Westen scharf bewacht. Also blieb nur der Weg, schwarz über die Grenze zu kommen und ich wurde gefragt, ob ich bereit sei, die Beiden dabei zu begleiten. Hilfsbereit und auch abenteuerlustig sagte ich zu und erkundigte mich zunächst bei Flüchtlingen am Bahnhof nach einem möglichst sicheren Weg. Da wurde mir mehrfach die Route über den Harz bei Nordhausen genannt.

Große Vorbereitungen waren nicht erforderlich, denn die wenigen Habseligkeiten, die die Frau besaß, waren schnell im Kinderwagen und zwei Koffern verstaut. Wir fuhren mit der Reichsbahn zunächst Richtung Weimar und hatten dabei großes Glück, dass wir Platz in einem Abteil für Traglasten fanden. Trotz einiger Hindernisse und Schwierigkeiten trafen wir am späten Nachmittag im Bahnhof von Nordhausen ein. Dort mussten wir allerdings feststellen, dass die Wartesäle und selbst die Gänge total überfüllt waren.

Schon im ohnehin überfüllten Zug hatten wir auf der letzten Strecke viele Mitreisende beobachtet, die sich möglichst unauffällig benahmen, aber nach ihrer Kleidung und dem Handgepäck doch als Flüchtlinge auszumachen waren. Nur nicht auffallen war die Devise, denn es lauerten schon damals überall Spitzel, die Fluchtwillige an die Vopos oder die Russen meldeten. So waren auch wir zunächst als normale Besucher bei Verwandten unterwegs. Das änderte sich dann schlagartig im Bahnhofsgebäude, wo sich jeder nach möglichen Fluchtwegen in den Westen erkundigte. Da wurden Namen und Adressen von möglichen Fluchthelfern genannt, aber es gab auch sehr deutliche Warnungen vor ehemaligen Fremdarbeitern aus Polen und Russland, die früher im ehemaligen KZ Lager Mittelbau Dora, nahe Nordhausen, tätig waren. Die sollten sich

bieder als Helfer ausgeben, die Flüchtlinge in einen nahen Wald führen und dann dort zusammen mit wartenden Komplizen ausrauben oder auch gemeinsame Sache mit den Russen machen. So sei es gerade vor wenigen Tagen geschehen und es wurde auch berichtet, dass am Vortag zwei Frauen auf der Flucht erschossen und andere vergewaltigt wurden.

Zum Glück konnten wir in der Vorhalle an den Kassenschaltern neben einem älteren Ehepaar einen Stellplatz für den Kinderwagen und einen Liegeplatz für uns auf dem Steinboden ergattern. Dort richteten wir uns zunächst für die Nacht ein. An Schlafen war bei dem ständigen Kommen und Gehen nicht zu denken und dann fing auch noch das kleine Kind an jämmerlich zu schreien. Babynahrung wurde notdürftig auf der stinkenden und dreckigen Toilette zubereitet und ich hörte, wie die junge Frau der alten Dame nebenan berichtete, dass sie wegen einer starken Brustentzündung nicht stillen könne.

Wegen der sich häufenden Horrornachrichten über die Ereignisse an der Grenze traute sich am nächsten Tag niemand, den Bahnhof zu verlassen. Angeblich hatte man in der Nacht eine Krankenschwester vergewaltigt und umgebracht und andere irrten orientierungslos im Wald herum. Dazu kamen mit jedem Zug neue Flüchtlinge an. Also hieß es für uns, zunächst abwarten um möglichst den Anschluss an eine der sich bildenden Fluchtgruppen zu finden. Aber der Zustand des Kindes und dann auch noch der meines Schützlings verschlechterten sich zunehmend, so dass ich mich auf die Suche nach Hilfe machte. Nach einer weiteren unruhigen Nacht konnte ich endlich eine Rotkreuz-Schwester ausfindig machen, die ebenfalls auf dem Weg in den Westen war und die nahm sich der Beiden dann sofort an. Da sie bei beiden hohes Fieber feststellte und eine ernsthafte Erkrankung befürchtete, empfahl sie dringend, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aber wie das in dieser schier ausweglosen Situation? Die Frau entschied letztlich, dass wir doch zunächst wieder nach Gera zurückkehren sollten. Das geschah dann auch und wir kamen am nächsten Tag nach einer recht strapaziösen Fahrt übermüdet dort wieder an.

Im September sollte der Schulbetrieb, der seit dem Einmarsch der Amerikaner ruhte, auch in der Mittelschule wieder aufgenommen werden. Damit ergab sich die Möglichkeit, den Schulabschluss mit dem Einjährigen doch noch zu schaffen. Aber ich musste bei einer Anfrage beim Schulamt hören, dass ich als Sohn eines ehemaligen Polizeibeamten und NSDAP Mitgliedes wohl vom weiteren Schulbesuch ausgeschlossen würde und dann war auch noch die Frage des Schulgeldes, das zu entrichten war. Mutter hatte ja keinerlei Einkommen. Zahlreiche ehemalige Klassenkameraden hatten inzwischen die Schule verlassen, um eine Lehre anzutreten. So auch Helmut Meyer, der bei der Kraftfahrzeugwerkstatt Mornhinweg in der Schleizer Straße untergekommen war und Sigfried Taudte, der jetzt als Lehrling in einer Elektroinstallation in der Leipziger Straße arbeitete. Dort stand auch Ruth Gebhardt aus der Nachbarschaft in der Lehre. Von beiden hörte ich, dass deren Chef noch einen Hilfsarbeiter einstellen würde. Also stellte ich mich als arbeitssuchend bei ihm vor und dabei ergab es sich, dass er mit meinem Vater sehr gut bekannt war und unser Schicksal kannte. Er schlug vor, dass er mich zunächst als Hilfsarbeiter mit einem Stundenlohn von einer Reichsmark einstellen würde. Damit könnte ich die Familie schon mal finanziell unterstützen. Sobald sich die Lage dort gebessert habe, sollte ich einen Lehrvertrag erhalten und damit einen richtigen Beruf erlernen. Damit war ich einverstanden und marschierte dann an den nächsten Tagen zu meiner Arbeitsstelle. Hier wurde mir zunächst von einem Altgesellen der Unterschied von Plus und Minus beigebracht und gelehrt, wie man Bügel-eisen und Heizstrahler repariert. Meine Hauptaufgabe bestand aber darin, im Stadtgebiet nach Telefonmasten, Kabeln und Elektromaterial zu suchen, das von den Amerikanern zurückgelassen wurde.

Meine Tätigkeit dauerte allerdings nur wenige Tage, denn der Betrieb wurde geschlos-

sen, weil der Chef verhaftet wurde. Vermutlich, weil er während des Krieges Zwangsarbeiter beschäftigt und schlecht behandelt hätte. Aber er war nicht der Einzige, der ab Anfang September 1945 einer offensichtlich groß angelegten Verhaftungswelle zum Opfer fiel. Die betraf in erster Linie ehemalige Parteifunktionäre bis zur untersten Stufe, den Blockwarten, Polizisten, HJ Führer, Firmeninhaber oder leitende Angestellte die im Verdacht standen, Zwangsarbeiter beschäftigt gehabt zu haben. Dazu zählte auch Horst Wellner, der früher mal Führer des Fähnleins 3 war, dem aber später zusammen mit zwei Mithäftlingen die spektakuläre Flucht aus dem Gefängnis in Gera über die Dächer zur Schlossstraße gelungen sein soll. Gleichzeitig wurden aber auch viele Jugendliche, insbesondere frühere Führer des Jungvolks, zur Mitarbeit in der neu gegründeten FDJ, der "Freien Deutschen Jugend" aufgefordert. Unter denen, die sich dazu bereitfanden, war auch Ralf Pöhland, der zuvor als erfolgreicher Boxsportler stadtbekannt war und sich nun aktiv für die neue Organisation einsetzte. Man munkelte, dass er den Russen als Denunziant zuarbeiten würde und für die Verhaftung von ehemaligen Jungvolkführern mitverantwortlich sei.

In der Leipziger Straße, nahe dem Stadtzentrum, befanden sich neben dem Kino noch ältere Schaukästen. Einer davon stammte von unserem ehemaligen Fähnlein 3. Der wurde jetzt als Werbefläche für die FDJ mit dem Hintergrund der aufgehenden Sonne genutzt aber schon bald mit „*Die Sonne geht unter*“, beschmiert. Es wurde gemunkelt, dass Günter Stein und Harald Rahming diese Beschriftung vorgenommen und auch sonst Plakate der KPD beschädigt hätten. Nachrichten über die Verhaftung von etwa dreißig Jugendlichen, zunächst hauptsächlich aus dem Ortsteil Debschwitz, später aus der ganzen Stadt, machten schnell die Runde. In der Regel wurden diese von Beamten der noch im Aufbau befindlichen Volkspolizei abgeholt und den Russen im Geraer Stadtgefängnis übergeben. Ich kannte, um nur einige beim Namen zu nennen: die Brüder Dieter und Günter Kochan, Dieter Meyer, Walter Seidel, Hilmar Brockauf, Lothar Baumann, Rolf Kneisel, Horst Heinicke (mein Klassennachbar), Jörg Grau, Hans Zebrowski, Karl Rohrborn, Anski, Öser, Witte und viel andere mehr.

Mit dem bisherigen Freundeskreis aus der früheren Führungsriege des Fähnlein 3 oder des Klassenverbandes der Mittelschule traf ich mich, mit Ausnahme ständiger Kontakte zum treuen Freund Hans Echtermeyer, fortan nur noch selten und wenn, dann nur ganz spontan. Umso erfreulicher war das plötzliche Wiedersehen mit meinem weiteren Schulfreund Rudolf Seifert, den ich schon länger vermisst hatte. Er berichtete, dass die Maschinenfabrik seines Großvaters einschließlich des dortigen Wohnhauses, in dem er mit seiner Mutter und Schwester wohnte, von den Russen beschlagnahmt sei. Die Maschinen und sonstige Einrichtungen sollten demontiert und unter Beteiligung früherer Mitarbeiter einschließlich Rudolfs Onkel, der bisher als Ingenieur leitend tätig war, nach Russland verbracht werden. Rudolf selbst wurde unter Arrest gestellt und er sollte bis zum Abschluss der Aktion den Betrieb nicht betreten und auch das Wohnhaus nicht verlassen. Das tat er also ganz heimlich und zog zu unserem Gespräch auch noch unseren Schulfreund Joachim Tschichang hinzu. Bei der Beurteilung der Lage und der Ereignisse in den letzten Tagen kamen wir zu der Ansicht, dass auch wir zum Kreis möglicher Verdächtiger gerechnet werden könnten und somit ebenfalls mit der Verhaftung zu rechnen hätten. Da die Verhaftungen meist nachts erfolgten, hielt ich mich zunächst vorsorglich in unserem Garten auf und schlief auch dort oder in der nahen Laube von Helmut's Onkel. Dort haben wir uns dann auch in den nächsten Tagen getroffen, um Pläne für eine mögliche Flucht zu besprechen.

Dabei ergab sich das Problem, dass ich bisher keine Ausweispapiere besaß. Also ging ich zum Einwohnermeldeamt, um dort eine Kennkarte zu beantragen, traf aber glücklicherweise auf eine Angestellte, die früher bei der Kripo in Gera tätig war und meinen Vater aus der ehemaligen Geschäftsstelle, wie auch unsere Familienverhältnisse, gut kannte. Bei der Bearbeitung meines Antrages mit Fingerabdruck usw. ergab sich, dass ich in den behördlichen Unterlagen sowohl als „Christian Erich Hafermas“, also mei-

nem Geburtsnamen, wie auch „Christian Erich Bing“ registriert war. Als Grund für den Antrag gab ich an, dass ich verreisen wollte und die junge Frau zog die Schlussfolgerung: „Aha in den Westen“. Auf die Frage, auf welchen Namen der Ausweis ausgestellt werden soll, antwortete ich: „am besten auf beide“! Das tat sie dann auch mit dem diskreten Hinweis, dass mir eine doppelte Identität möglicherweise bei meiner Reise nützlich sein könnte. Danken konnte ich ihr später leider nicht, denn sie ist nur wenige Tage danach an einem Blutsturz verstorben.

Eva Poser, der Wirbelwind Evchen, unsere Schulfreundin, tauchte plötzlich wieder in Gera auf. Sie war schon gleich mit dem Abzug der Amerikaner in den Westen gegangen und arbeitete inzwischen angeblich in Oberfranken als Dolmetscherin.

Nun wollte sie bei ihren Eltern im Hotel Sonntag noch restliche Kleidung abholen und gleich wieder zurückkehren. Rudolf, der damals recht eng mit ihr befreundet war, berichtete über ein sehr langes Gespräch und ihr Angebot, uns bei der Flucht, wie auch beim Unterkommen im Westen zu unterstützen. Gleichzeitig wurde durch einen FDJ Führer bekannt, dass in Kürze noch mit weiteren Verhaftungen gerechnet werden müsste.

Am 4. Oktober, wir waren noch immer im ereignisreichen Jahr 1945, traf ich mich abends mit Rudolf, Joachim und Eva an der Johanniskirche gegenüber dem Hotel Sonntag, um die Lage zu besprechen. Dabei haben wir gemeinsam beschlossen, nunmehr unverzüglich die Flucht in den Westen anzutreten und verabredeten uns für den nächsten Tag 6:00 Uhr am Bahnhof. Mutter war von unserem Vorhaben wenig erbaut, zumal mit mir eine wesentliche Stütze der Familie verloren gehen würde. Unter dem Zwang der Ereignisse in letzter Zeit gab sie jedoch nach und so wurden die notwendigen Kleinigkeiten zusammengepackt.

Beim verabredeten Treffen am Bahnhof stellte sich heraus, dass Rudolf, der sich heimlich aus dem Haus geschlichen hatte, seine Windjacke mit Papieren und Geld zurücklassen musste. Also fiel mir die Aufgabe zu, diese möglichst unbemerkt abzuholen. Das gelang mir mit einiger List. Joachim wollte sich eigentlich zu seinen Verwandten nach Bernsdorf bei Dresden absetzen, entschied sich jedoch mit uns zu kommen. Mit Eva hatten wir verabredet, dass wir uns am nächsten Tag am Bahnhof von Saalfeld treffen um von dort weiter zur Grenze zu gelangen. Bei der Lösung von Fahrscheinen stellte sich heraus, dass man für das gewünschte Ziel innerhalb Thüringens eine besondere Fahrgenehmigung benötigte. Vom Bahnbeamten bekamen wir den Tipp, mit dem Bus nach Greiz, im benachbarten Sachsen zu fahren, von dort kämen wir sicher weiter. Diesen Rat haben wir dann auch befolgt, aber zunächst erst mal Kassensturz gemacht, denn wir wollten künftig Hab und Gut gemeinsam teilen. Danach hatten wir einen Kassenbestand von 140 Reichsmark und an Verpflegung ein halbes Brot sowie eine Büchse Ölsardinen.

Am späten Nachmittag gelangten wir mit einem holzgasbetriebenen Bus nach Greiz und verbrachten die folgende Nacht im Wartesaal des Bahnhofs. Problemlos konnten wir am nächsten Tag Fahrkarten nach Saalfeld lösen und trafen die Eva dort wie verabredet. Am Abend ging es weiter nach Bad Lobenstein, wo sie sich schon mit drei Grenzgängern verabredet hatte. Dort gab es das erste Hindernis, denn der Bahnhof war ringsum von Russen und Volkspolizisten abgesperrt, die alle Ankommenden kontrollierten. Wir nutzten den entstehenden Auflauf, schlichen uns, teils robbend über die Gleise davon und kamen unbeschadet zu dem der Eva bekannten Treffpunkt, einer Feldscheune weit außerhalb der Ortschaft. Dort warteten bereits drei Männer, die wir schon im Zug getroffen hatten. Einer davon war angeblich der ehemalige Jagdflieger und Ritterkreuzträger Noack.

Bis Mitternacht versammelten sich dort ca. dreißig Menschen, die von den beiden illegalen Grenzfürhern nach Entrichtung eines Wegzollens von fünf Reichsmark pro Per-

son in zwei Gruppen aufgeteilt wurden. Dann ging der Marsch bei Vollmond und zur absoluten Ruhe angehalten in Richtung Grenze los, die wir gegen drei Uhr problemlos passierten. Gegen fünf kamen wir in Mühlberg an und gönnten uns in einer angewiesenen Scheune einen kurzen Schlaf. Wir hatten es also geschafft und waren nun im Westen. Zunächst ging unser gemeinsamer Marsch weiter nach Mödlareuth, wo wir vom dortigen Roten Kreuz als Zonenflüchtlinge gepflegt wurden.

Eva, die einen amerikanischen Passierschein besaß und sich frei bewegen konnte, hatte es plötzlich sehr eilig, sich von uns zu trennen, um uns voranzufahren und angeblich Quartier zu machen. Also ließen wir sie ziehen, haben sie dann aber zu unserer Enttäuschung auch nie wieder gesehen und waren somit auf uns allein gestellt. Nunmehr zu dritt trampelten wir weiter über Münchberg nach Hof, wo wir noch vor Eintritt der üblichen Sperrstunde abends eintrafen. In einer gemütlichen Wirtschaft wurden wir sehr freundlich aufgenommen, bekamen zu essen und durften sogar im Gastraum schlafen. Nun stellte sich die Frage, wie es mit uns weitergehen soll. Mein Vorschlag, dass wir uns zunächst nach Kassel durchschlagen, wurde angenommen und so machten wir uns am nächsten Morgen, sogar mit Proviant versehen, per Anhalter auf einem Lastwagen auf den Weg.

Leider kamen wir nicht weit, denn der Wagen wurde schon kurz nach dem Ortsausgang für eine Kontrolle der Amerikaner gestoppt und wir wegen fehlender Papiere festgenommen. Man brachte uns zu einer Kommandantur, wo wir getrennt verhört und auf mögliche Zugehörigkeit zur früheren Waffen SS untersucht wurden. Also Oberkörper frei machen und Achselhöhlen vorzeigen! Die Befragung richtete sich zunächst zwar auf den Grund unserer Flucht, erstreckte sich dann aber umso mehr auf evtl. Beobachtungen der russischen Truppen. Der Offizier wollte Einzelheiten über die Bewegung von Kampf- oder Panzereinheiten wissen und ob es dabei besondere Auffälligkeiten besonders im Grenzgebiet gab. Ich schloss daraus, dass die Amis anscheinend einen möglichen Angriff der Russen fürchteten.

Das Gespräch wurde in sehr gutem Deutsch geführt und verlief zunehmend recht freundschaftlich. Schließlich wurde mir ein Passierschein übergeben, mit dem ich ungehindert mit allen Transportmitteln nach Kassel fahren konnte. Dort sollte ich mich bei einer Dienststelle des CIA in Wilhelmshöhe melden, wo man mir sicher Arbeit beschaffen würde. Rudolf und Joachim hatten weniger Glück bei der Vernehmung. Ihnen wurden lediglich Registrierungsscheine ausgehändigt, die aber nur zum Aufenthalt vor Ort berechtigten.

Wir verabredeten, dass ich zunächst allein nach Kassel aufbreche und dabei das meiste von unserem Gepäck mitnehme. Von einem amerikanischen Transportfahrzeug wurde ich bis Nürnberg mitgenommen und fuhr dann mit der Bahn in Etappen über Würzburg, Gemünden, Fulda und Bebra nach Kassel, wo ich schon nach drei Tagen ankam. Mein Passierschein kam mir während der Fahrt sehr zu Nutze, denn ich erhielt mehrmals Verpflegung und mir wurden auch Übernachtungsmöglichkeiten angeboten. In Kassel fand ich zunächst Unterschlupf bei der Großfamilie von Tante Wilhelmine, die immer noch auf ihren Mann, den Onkel Henner, wartete, der ja weiter im Internierungslager Schwarzenborn festgehalten wurde. Unterstützung fand ich dann auch sofort bei Verwandten des Onkels Henner, der Familie Bax, die mir sehr zugetan waren. Zwei der Töchter arbeiteten inzwischen in der Küche einer amerikanischen Einheit, die auf dem Gelände des ehemaligen Henschel Flugzeugmotorenwerkes im ehemaligen Altenbauna bei Kassel stationiert war. Beide rieten mir spontan davon ab, mich bei der CIA Dienststelle zu melden, sondern zunächst Informationen bei einem befreundeten Polizisten im nahen Polizeirevier einzuholen. Das tat ich dann auch, mit dem Ergebnis, dass man mich dort evtl. als Agent oder Spion ausbilden und zurück in die sowjetische Besatzungszone schicken würde.

Diesen Ratschlägen bin ich selbstverständlich gefolgt und habe erst einmal auf die An-

kunft meiner beiden Freunde gewartet. Die kamen nach weiteren drei Tagen ebenfalls wohlbehalten in Kassel an, so dass wir erst einmal ein fröhliches Wiedersehen feiern konnten. Inzwischen konnte ich bei weiteren Verwandten in der Felsburgstraße im Dachboden ein Quartier für uns ausmachen. Dort mussten wir allerdings zu dritt in einem Bett schlafen und hatten weder Wasser noch Licht. Aber allein das war in dem bei Bombenangriffen nahezu total zerstörten Kassel schon reiner Luxus. Hannelore, die sich seit unserer gemeinsamen Fahrradtour im Juni noch immer hier aufhielt, war vor einigen Tagen nach Gera aufgebrochen, um dort über ihren weiteren Verbleib zu entscheiden. In den nächsten Tagen erwies sich der Nachweis meiner doppelten Identität durch die beiden Ausweise als nützlich, denn damit konnte ich bei dem für Flüchtlinge zuständigen Amt nicht nur das Reisegeld vom fünf Reichsmark sondern auch die Reisemarken doppelt ergattern und eine Aufenthaltsgenehmigung erwirken.

Unsere erste Euphorie war schnell verflogen, denn wir waren nun, nachdem wir nicht mehr mit Evas Hilfe rechnen konnten, ganz auf uns gestellt. In dem total zerbombten Kassel auf Arbeits- oder Unterkunftssuche zu gehen, erschien uns schon bald als ein aussichtsloses Unterfangen. Dennoch wurden ständig neue Pläne geschmiedet. Bei einem Zirkus unterkommen und uns dort mit unseren sportlichen Leistungen einer artistischen Gruppe anschließen? Ein im Telefonverzeichnis ausgemachter Agent konnte uns keine Hoffnung machen und empfahl uns, doch erst mal bei einem der nahe gelegenen Braunkohlenwerke anzufragen oder bei einem Bauunternehmen, das mit der Trümmerbeseitigung beschäftigt war. Vergeblich war auch unsere Suche nach einem Amt oder einer Stelle, bei der Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone Hilfe bekommen könnten.

Mitten in unserer ausweglos erscheinenden Situation tauchte Tante Hannelore wieder in Kassel bei Lauterbachs, also Tante Wilhelmine, auf. Sie war erneut von Gera kommend wieder schwarz über die Grenze bei Vacha angereist und berichtete, dass dort wieder alles ganz ruhig, aber meine Mutter verzweifelt in großer Sorge um mich sei. Daher wäre es doch sicher besser, wenn ich auch in Anbetracht unserer derzeitigen Lage und zu Mutters Unterstützung wieder zurückkehren würde. Nun kamen bei mir große Zweifel auf und mich packte auch das Heimweh. Den beiden Freunden ging es ähnlich. Rudolf überlegte, ob er bei Verwandten in Düsseldorf Unterschlupf finden könnte und Joachim trug sich mit dem Gedanken, sich doch, wie ursprünglich geplant, zu den Verwandten in Bernsdorf bei Dresden durchzuschlagen. So saßen wir bald auf dicken Ästen eines in den See reichenden Baumes in der von Bomben arg mitgenommenen Kasseler Aue, den es heute noch gibt und hielten Kriegsrat. Sollten wir versuchen weiter in Richtung Ruhrgebiet zu kommen, um dort Arbeit und Unterkunft im Bergbau zu finden oder doch den Rückzug antreten? Die Entscheidung fiel von meiner Seite aus Sorge um meine Mutter für die Rückkehr, und so trennten sich schon am nächsten Tag unsere Wege.

Zusammen mit Hannelore und Joachim, der immer „Peterle“ gerufen wurde, verließen wir Kassel mit der Bahn zunächst in Richtung Bebra, weiter nach Friedland, wo wir die Grenze problemlos überschreiten konnten. Bei hektischem Betrieb auf dem Bahnhof von Heiligenstadt, wo viele Menschen auf mögliche Zugverbindungen warteten, wurde dem Joachim in einem unbewachten Augenblick der Koffer entwendet. Die Züge verkehrten kaum noch nach Fahrplan, denn die Russen hatten inzwischen die meisten Schienen von ehemals doppelgleisigen Strecken demontiert, so dass nur noch eingleisig gefahren werden konnte. Dennoch kamen wir nach einem längeren Aufenthalt in Erfurt schon am nächsten Tag, das war der 6. November, wieder in Gera an. Joachim hatte sich in Erfurt von uns getrennt, um über Leipzig nach Dresden zu gelangen.

Mutter war sehr überrascht und hatte keinesfalls mit uns gerechnet, zumal wenige Tage zuvor einige meiner engen Freunde verhaftet worden waren. Aus unserem Ortsteil

waren das: Helmut Meyer, Jochen Saupe, Kurt Oertel, Siegfried Taudte, Hans Meyer und Günter Stein. Von Hans Echtermeyer hörte ich, dass sich die Inhaftierten im Geraer Gerichtsgefängnis befinden sollten. Man sei angeblich auf die Spur einer größeren Werwolfgruppe gestoßen, zu der auch Jugendliche aus Debschwitz gehören würden.

Nach später bekannt gewordenen Aufzeichnungen von Hans Echtermeyer wurden vom Ende 1945 bis Anfang 1946 allein aus dem Kreis von 28 Schülern unserer damaligen Klasse 4b 13 Jungen von den Russen verhaftet.

Vorsorglich quartiere ich mich zunächst wieder in der beheizbaren Steinlaube von Helmut's Onkel ein und traf mich dort mit Hans und anderen Freunden. So auch mit Helmut Jugelt, einem früheren KHD Führer, der uns eine Pistole Walther 08 mit 30 Schuss Munition gegen eine größere Portion Tabak zum Kauf anbot. Die haben wir dann gut in der Laube versteckt, aber ich hatte ja auch immer noch Vaters Walther PPK mit vier Schuss im Besitz.

Mutter hatte inzwischen wohl an die Verwandten in Meiningen geschrieben und von den Verhaftungen meiner Freunde, wie auch von der familiären Situation, berichtet. Prompt kam von Vaters Bruder, Onkel Hugo, das Angebot, mich dort aufzunehmen und auch für meine Ausbildung zu sorgen. Also verließ ich Gera am 1. Dezember, immer noch 1945, mit Sack und Pack, nämlich einem kleinen Koffer mit der notwendigsten Kleidung und Vaters PPK im Gepäck. Die immer wichtigen Lebensmittel- Reisemarken hatte ich natürlich auch dabei.

In Meiningen traf ich nach längerer Zeit wieder einmal auf Vaters noch vorhandene Verwandtschaft. Das waren seine Mutter, also meine Großmutter, genannt „Ömele“, damals 67 Jahre alt und Schwester Liesbeth mit Sohn Gerhard und Tochter Irene in der Leipziger Straße 27, dem letzten Haus ehemaliger Bingscher Besitzungen. Ihr Ehemann, Onkel Ernst Singer, ein ehemaliger SS Führer von höherem Rang, lag schwer verwundet in einem Lazarett und der weitere Sohn Kurt hatte sich schon länger mit seiner Freundin in den Westen abgesetzt. Ebenfalls in der Leipziger Straße wohnte Bruder bzw. Onkel Hugo, der mir Unterschlupf angeboten hatte, mit Tante Frieda und den Kindern Ursel und Günter. Ein weiterer Bruder, Onkel Otto, wohnte mit seiner zweiten Frau Charlotte ebenfalls in der Nähe. Sie hatten ein kleines erst kürzlich geborenes Kind.

Schon bald nach dem ersten Willkommen musste ich erkennen, dass es hier keinen eitel Sonnenschein, sondern einen erbitterten Familienzweist gab. Worum es dabei ging, habe ich eigentlich nie erfahren. Das Ömele hatte nicht die Macht oder Kraft, den Dauerstreit zwischen Tante Liesbeth und ihren beiden Brüdern zu schlichten, aber die waren sich beide auch nicht gerade grün. Jeder schimpfte auf jeden und ich wurde angehalten, bloß nicht mit der oder dem zu reden! Geh bloß nicht nach vorne, musste ich oft von Onkel Hugo hören. Gemeint war damit der in der Leipziger Straße 27, also weiter vorne wohnende Teil der Familie Singer und Ömele. Tante Liesbeth, die ich seit jeher wegen ihres mondänen Auftretens mit der bekannten Dame von der Persil-Reklame verglich, war wohl der Haupttreibepunkt. Mir gegenüber hat sie sich aber sehr großzügig gezeigt und war immer bestrebt, dafür zu sorgen, dass ich zu ihrem gleichaltrigen Sohn, meinem Cousin Gerhardt, wie auch zur jüngeren Irene ein gutes Verhältnis hatte. Zu Tante Charlotte, Ottos Frau, bestand überhaupt kein Kontakt. Sie lag auch dauernd im Streit mit der Großmutter und ich hatte immer den Eindruck, dass sie überhaupt nicht zur Familie gehörte.

An die Aufnahme einer Arbeit oder Ausbildung war zunächst nicht zu denken, zumal Onkel Hugo plante, evtl. mit der Familie nach Leipzig umzuziehen. Aber ich wurde ständig damit beschäftigt, Brennholz oder Tannenzapfen zu sammeln und musste auch beim Holzsägen helfen. Weihnachten rückte näher und damit schlich sich bei mir, nicht zuletzt wegen der dauernden familiären Streitigkeiten, wieder das Heimweh ein.

Jeden dritten, vierten Tag schrieb ich voller Sorgen einen verzweifelten Brief an „meine liebe Mutti“, berichtete von den vielen Enttäuschungen und meiner Absicht, eventuell einfach davonzulaufen. Einmal schrieb ich gar: *Ich schäme mich überhaupt Bing zu heißen.*

Am 23. Dezember wartete ich zunächst vergeblich auf die erhoffte Weihnachtspost und entschloss mich, dann doch aus lauter Verzweiflung zusammen mit Gerhardt ins Hallenbad zu gehen. Dort war nur wenig Betrieb, die Heizung funktionierte nicht richtig und es gab kaum warmes Wasser. Aber aus den Lautsprechern tönte Weihnachtsmusik. Ich saß frierend am Beckenrand, war sehr traurig und mir war zum Heulen zu Mute. In dieser Stimmung fasste ich unvermittelt den Entschluss, sofort nach Hause zu fahren, um die Weihnachtsfeiertage bei Mutter und den Geschwistern zu verbringen. Noch am Nachmittag setzte ich mich zum Erstaunen und gegen den Rat der Verwandten in den nächsten Zug Richtung Erfurt und kam am anderen Vormittag in Gera an. Der Heimweg führte mich durch die Passage am Gefängnis vorbei, wo ich meine Freunde vermutete. Mit unserem alten Pfiff „Dadidada“ versuchte ich denen da drinnen zu signalisieren, dass ich da draußen bin.

Die Freude über mein Kommen war natürlich sehr groß, obwohl Mutter mir mitteilte, dass sich kürzlich ein Unbekannter nach mir erkundigt hätte. Wie dem auch sei, es war Weihnachten. Mutter hatte einen kleinen Weihnachtsbaum besorgt, den ich schmücken durfte, es gab sogar Stollen und ein paar Plätzchen. Später saßen wir zusammen mit der Familie Platscher und sangen Weihnachtslieder.

Die Laube, in der ich zuletzt gewohnt hatte, war inzwischen ausgeplündert und verwüstet worden, so dass ich dort nicht schlafen konnte. Die ehemals versteckte Pistole, „08“ war auch nicht mehr zu finden. Also blieb ich erst einmal bei der Familie und wollte eigentlich schon am dritten Feiertag wieder nach Meiningen zurückfahren, verschob die Abreise aber von Tag zu Tag bis zum 5. Januar. Zuvor traf ich zufällig meinen Freund Rudolf Seifert wieder, der auch über Weihnachten heimlich kurz nach Gera gekommen war, um Winterkleidung und persönliche Dinge abzuholen. Er berichtete, dass seine Mutter nach unserer gemeinsamen Flucht Anfang Oktober stundenlang verhört worden sei und man intensiv nach uns gefahndet habe. Inzwischen hatte er in Düsseldorf bei Verwandten eine Bleibe und Arbeit gefunden und bot mir an, dass ich dort auch unterkommen könnte. Rudolf wollte sich schon am nächsten Tag wieder auf den Rückweg begeben und empfahl mir, dass ich mich schnellstens nach Kassel absetzen sollte, wo wir uns treffen könnten. Nach den Erfahrungen, die ich im Oktober gemacht hatte, zögerte ich jedoch mit einem Entschluss. Dagegen traf ich noch am gleichen Abend unsere langjährigen Freundinnen Ruth Brandt und Ruth Lindig, mit denen ich die Ereignisse der letzten Zeit, insbesondere die Verhaftung von Helmut Meyer und der anderen Freunde besprach und wir verabredeten uns für den nächsten Tag zu einem gemeinsamen Kinobesuch. Im UFA Palast, direkt neben dem Gefängnis gelegen, gab es den 1944 gedrehten Operettenfilm „Die Fledermaus“. Im Anschluss verweilten wir noch einige Zeit auf dem Platz vor dem Gefängnis um unserer dort einsitzenden Freunde zu gedenken und ihnen möglichst lautstark unsere Grüße mit „Dadidada“ zu pfeifen.

Zurück in Meiningen erwartete mich eine neue Überraschung. Mein Cousin Gerhard plante auch, sich in den Westen abzusetzen. Tante Liesbeth hatte eine Verbindung zur Organisation des Schwedischen Roten Kreuzes hergestellt, das die Rückführung von Evakuierten des Rheinlandes überwachte. Das sollte am 10. Januar mit einem Güterzug geschehen, damit die Betroffenen auch Möbel und Umzugsgut mitnehmen könnten. Dieser Zug sollte auf dem Meininger Güterbahnhof zusammengestellt werden und wir könnten dort mit Gepäck zusteigen. Als Zielbahnhof wurde Wuppertal angegeben. Das waren gute Aussichten, aber am Vorabend, den 8. Januar war für uns noch ein Theaterbesuch als Weihnachtsgeschenk von Tante Liesbeth eingeplant. Im ehrwürdi-

gen Meininger Theater gab es die Operette: „Die Fledermaus“!

Meinem Freund Willi Justen hatte ich schon vor einigen Tagen eine Postkarte geschrieben und ihn gebeten, meine Mutter auf diesem Umweg über meine bevorstehende Reise zu informieren. Am 09. Januar war es dann an der Zeit, meine wenigen Habseligkeiten zu packen. Abends spielte der Familienclan wie immer Karten, aber ich zog mich bald mit meinem Cousin Günter in unsere kalte Schlafkammer direkt unter dem Dach zurück. Die Gedanken an den kommenden Tag mit den Ungewissheiten der geplanten Flucht in den Westen ließen mich schwer in den Schlaf kommen. Vaters kleine PPK, die ich noch immer heimlich bei mir trug, wollte ich vorsorglich nicht mit auf die Reise nehmen, denn damit könnte ich doch bei einer Kontrolle auffallen. Also versteckte ich sie schweren Herzens im Bettkasten.

Gegen 22:00 Uhr, immer noch am neunten Januar, wurde ich jäh von lautem Stimmengewirr aus dem Schlaf gerissen. Onkel Hugo und Tante Frieda stehen mit zwei Männern in dunklen Ledermänteln mit gezückten Pistolen vor meinem Bett! „Sind sie Erich Bing“? fragt mich einer. „Ja“! - „Dann stehen sie auf und ziehen sie sich an“, folgt der Befehl. Nach der Ausweiskontrolle wurde mir erklärt, dass ich im Namen der sowjetischen Besatzungsmacht verhaftet sei und ihnen zu folgen habe. Meine Sachen, also Wintermantel usw. sollte ich mitnehmen. Nun, mein Koffer war ja eh gepackt und die Polizisten verzichteten darauf, meine Schlafstätte zu untersuchen. So blieb die kleine Pistole, wie sich später herausstellen sollte, glücklicherweise unentdeckt. Gerade noch Zeit, den Verwandten Grüße an Mutter und Geschwister aufzutragen, wurde ich mit Handschellen gefesselt zur Straße geführt, wo schon ein PKW wartete. Nach kurzer Fahrt erreichten wir das Meininger Schloss, das kurz vor Ende des Krieges zum Rathaus und Polizeipräsidium umfunktioniert wurde. Dort musste ich mich nach Aufnahme meiner Personalien einer gründlichen Leibesvisitation unterziehen lassen und mir wurden sämtliche persönlichen Dinge, sogar die Schnürsenkel, bis auf ein Taschentuch, abgenommen. Dabei stellte sich heraus, dass den Beamten meine familiären Verhältnisse schon bekannt waren. Sie wussten, dass mein Vater früher bei der Kriminalpolizei tätig war und in Russland vermisst sei und es war auch bekannt, dass Mutter jetzt mit meinen beiden Geschwistern in Gera lebt. In dem Zusammenhang wurde ich vor einem Fluchtversuch bei der bevorstehenden Überführung nach Gera gewarnt, denn dann würde meine Mutter sofort verhaftet und was dann aus meinen Geschwistern würde, könnte ich mir sicher vorstellen.

Belastet mit diesen für mich sehr bedrückenden Informationen wurde ich in einen großen, als Haftzelle umgebauten, kalten, düsteren Raum geführt. Die Einrichtung bestand aus einer alten durchgelegenen Lederpritsche, einem Tisch und einem Schemel. An der Decke hing eine schwache Glühbirne, weitere Beleuchtung erfolgte durch ein Oberlicht über der Tür zum Flur, in dem ständig Licht brannte. Getrennt war das Zimmer auch durch eine Wand mit zwei vergitterten Fenstern, die zu einem Lagerraum führten. Zwei dicke gusseiserne Rohre sollten anscheinend für die Heizung sorgen. Eine Toilette oder Waschgelegenheit gab es nicht.

Die Ereignisse waren bisher wie ein unwirklicher Film oder schlechter Traum an mir vorbeigezogen. Nun stand ich plötzlich alleingelassen, hilflos von Ungewissheit geplagt, in der trostlosen, kalten Zelle und versuchte erst einmal, meine Gedanken zu ordnen.

Mein letzter Versuch, mich vor einer möglichen Verhaftung in den Westen abzusetzen, war also gescheitert und ich fragte mich, wer mich oder meinen letzten Aufenthaltsort verraten hatte. Hat mich jemand aus dem Freundeskreis denunziert? Ich hatte doch vor wenigen Tagen an Willy Justen eine Karte geschrieben und darin erwähnt, dass ich in den nächsten Tagen verreisen werde und er möge meine Mutter darüber unterrichten. Oder hatte man mich in Gera vergeblich gesucht und Mutter nach meinem Verbleib gefragt? Was wird mich bei meiner Auslieferung an die Russen in Gera

erwarten? Treffe ich dort meine alten Freunde wieder? Was wird mit meiner Mutter und den Geschwistern geschehen? Lebt Vater noch, ist er vielleicht doch in russischer Gefangenschaft?

Meine Gedanken kreisten auch immer wieder um die Frage, was der eigentliche Grund für den familiären Zwist bei den Bings war. Nach den letzten Eindrücken artete das ja schon in Feindseligkeiten und Hass zwischen den Brüdern meines Vaters wie auch deren Schwester aus, wurde aber bisher doch nicht auf uns Cousins und Cousinen übertragen.

All diese Gedanken und Sorgen gingen mir durch den Kopf und ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich lag auf der kalten Pritsche und hatte nur eine alte dünne Wolldecke, die mich aber nicht wärmen konnte. Warum habe ich, als die beiden Kripobeamen plötzlich in der Schlafkammer standen, nicht Vaters PPK aus dem Bettkasten gezogen und mich damit freigeschossen? Vielleicht hätten die mich aber auch erschossen und ich wäre dann vielleicht später als heldenhafter Kämpfer gegen den Bolschewismus in die Geschichtsbücher eingegangen! Nur wenig später wurde mir klar, dass es wohl einer meiner Schutzengel war, der mich vor so einer Dummheit oder falschem Heldentum bewahrte.

An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken. Die zunehmenden Geräusche auf dem Flur deuteten endlich den Tagesanbruch und schließlich Arbeitsbeginn mit der Wachablösung der Polizisten an. Meine Personalien wurden erneut aufgenommen und mir wurde ein Kübel für die Verrichtung der Notdurft in die Zelle gestellt. Auf die Frage, was mit mir weiter geschehen würde, konnte mir einer der Polizisten lediglich antworten, dass man zunächst auf die Weisungen aus Gera warte. Die Bitte, meiner Mutter schreiben zu dürfen wurde nur mit Achselzucken beantwortet.

Am Mittag brachte mir eine alte gebrechliche Frau in Begleitung eines Polizisten die erste Verpflegung. Es gab in einem Blechnapf Pellkartoffeln und wässriges Möhregemüse. Später kam die Alte, wieder in Begleitung, wischte den Raum nass auf, durfte oder konnte aber nicht mit mir reden. Anscheinend versah sie den Posten eines Kalbfaktors, denn sie brachte mir auch künftig, immer bewacht, das Essen. Morgens ein Stück Brot und einen Becher Malzkaffee und abends einen Becher Kräutertee. Mehr gab es nicht, aber ich verspürte auch vor lauter Verzweiflung weder Hunger noch Durst.

Die Zelle hatte neben einem Oberlicht auch zwei vergitterte Fenster, die zu einem Innenhof führten. Dort lagerten bis dicht an die Wand meterhoch gestapelte Ordner. Ein eigentlich verriegeltes Fenster ließ sich so weit öffnen, dass ich durch das Gitter durchlangen und den einen oder anderen Ordner herüberziehen konnte. Es handelte sich um Personalakten der NSDAP und SA mit Tätigkeitsberichten, Lebensläufen und Aktenvermerken. Da ich offensichtlich nicht ständig überwacht wurde, habe ich mich daran gemacht und mir quasi die Zeit damit vertrieben, die erreichbaren Ordner auf interessante Inhalte zu sichten und diese auf kleine Schnippel zu zerreißen. Dabei bin ich zufällig auch auf Schriftstücke des SS Sturmscharführers Otto Singer, dem Ehemann von Tante Liesbeth und mein Onkel, gestoßen. Der lag inzwischen bekanntlich schwerverletzt in einem Lazarett in Sachsen. Sehr darauf bedacht, bei meiner Tätigkeit keine Spuren zu hinterlassen vergingen die nächsten beiden Tage weitgehend ereignislos, bis auf den kurzfristigen Besuch eines weiteren Häftlings, der verhaftet wurde, als er in einer russischen Kaserne Kartoffeln stehlen wollte. Er sollte in die Haftanstalt Untermaßfeld verlegt werden.

Am späten Abend des dritten Tages meiner Haftzeit wurde ich von einem Polizisten, an Handschellen gekettet, in ein Zimmer im zweiten Stockwerk geführt. Dort traf ich neben einem Beamten in Zivil unerwartet meinen Onkel Hugo, bei dem ich ja bisher untergekommen war. Er teilte mir mit, dass der Versuch, mich frei zu bekommen, ge-

scheitert sei, weil meine Verhaftung im Auftrag der sowjetischen Besatzungsmacht erfolgt wäre. Meine Mutter hätte er inzwischen darüber schriftlich informiert. Er und der Beamte gaben mir den Rat, den Anweisungen zu folgen und keinesfalls einen Fluchtversuch zu unternehmen, da man sonst sofort meine Mutter abholen würde und was dann mit meinen Geschwistern geschehe, könnte ich mir denken. Onkel Hugo brachte mir auch noch einige Kleidungsstücke mit und zum Lesen das Buch „Anilin“ von Schenzinger. Mit guten Wünschen für die Zukunft wurde ich von beiden, die sich persönlich kannten, entlassen und diesmal ohne Handschellen in die Zelle zurückgebracht.

Noch am selben Abend wurde mir mitgeteilt, dass ich am nächsten Tag nach Weimar überführt werde.

Das geschah dann am 13. Januar 1946. Morgens, fünf Uhr wurde ich geweckt und aufgefordert mich „Reisefertig“ zu machen. Ein älterer Polizist brachte mich zum Meininger Bahnhof. In der einen Hand mein kleiner Koffer, die andere mit Handschelle an den Polizisten gekettet. Der Zug nach Erfurt war, wie damals üblich, total überfüllt, aber uns wurden in dem ebenfalls vollen Dienstabteil sogar zwei Sitzplätze eingeräumt. Die Mitreisenden erkannten anscheinend die Situation und sofort herrschte im Abteil betretenes Schweigen, bis einer der Fahrgäste Mut fasste um zu fragen, was ich denn ausgefressen hätte. Sofort entspann sich ein reger Gedankenaustausch darüber, dass die Russen überall frühere Mitglieder der HJ und des Jungvolkes unter dem Verdacht der Werwolf-tätigkeit verhaften und nach Russland deportieren würden. Mit dem alten Polizisten, der, weil angeblich kein Parteimitglied gewesen, von der Volkspolizei übernommen wurde, ergab sich bald ein sehr persönliches und vertrauliches Gespräch in dem ich auch meine familiäre Situation schilderte. Kurz vor dem Bahnhof Untermaßfeld wurde meine Handschelle abgenommen und der Polizist verließ für einen Gang zur Toilette das Abteil.

Erst einige Zeit nach dem Verlassen des Zuges vom Bahnhof kehrte er zurück und flüsterte mir bedauernd zu, dass er mehr für mich nicht tun konnte. Im Gedenken an die mir zuvor erteilten Mahnungen erwiderte ich: „Angst um meine Mutter und Geschwister“, was er mit Achselzucken zur Kenntnis nahm.

Es hatte angefangen heftig zu schneien, aber ich habe die herrliche Winterlandschaft des Thüringer Waldes auf der Strecke Suhl, Zella Mehlis, Oberhof usw. wohl gedankenversunken überhaupt nicht wahrgenommen. Ab und zu blieb der Zug stehen, weil die anscheinend mit Braunkohle beheizte Lokomotive erst einmal verschnaufen musste. Außerdem hatten die Russen damals im Rahmen der Reparationskosten teilweise Bahngleise abgebaut, so dass nur eingleisiger Zugverkehr möglich war.

Endlich erreichten wir Erfurt als vorläufige Endstation. Der weiterführende Zug nach Weimar sollte erst in vier Stunden abfahren. Mein „Wächter“ beschloss daher, dass wir versuchen sollten, per Anhalter weiter zu kommen und vergaß dabei mehr oder weniger absichtlich, mir wieder die Handschelle anzulegen. Wohl Dank seines Auftretens in Uniform hielt schon nach kurzer Zeit ein alter klapperiger DKW.

Der Fahrer, ein älterer Herr, den ich als Arzt einschätzte, gab an, dass er zu einer Beerdigung nach Weimar fahren müsste und auch eine entsprechende Genehmigung für die Fahrt habe. Das interessierte den Polizisten gar nicht, sondern eher die Frage, ob er uns mitnehmen würde. Das wurde bereitwillig bejaht, aber auf der ohnehin schmalen Rückbank lag ein riesiger Trauerkranz. Neben den wurde ich eingequetscht und hatte große Mühe, auch noch meinen Koffer unterzubringen. Betretenes Schweigen herrschte, als der Fahrer des PKW den Grund unserer ungewöhnlichen Reise erfuhr und er dann lediglich erwähnte, dass sein Enkel, früherer Jungvolkführer, auch vor einigen Tagen abgeholt worden sei.

Der alte Herr fuhr uns direkt bis vor das Rathaus am Markt in Weimar und gab mir mit sehr bedauerndem Blick noch zum Abschied einen Klapps auf die Schultern. Dann übergab mich der Polizist den Wachhabenden in der dortigen Polizeiwache. Ich wurde einer sehr strengen Leibesvisitation unterzogen und musste sogar Hosenträger, Gürtel und Schnürsenkel ablegen. Der kleine Koffer mit Habseligkeiten, die Brieftasche, Portmonee und Großvaters goldene Taschenuhr, die ich noch bei mir trug, wurde mir abgenommen. Mein Buch "Anilin" durfte ich ausnahmsweise mitnehmen. Dann führte man mich in einen dunklen Keller, in dem sich einige Zellen befanden. Mir wurde eine Doppelzelle, die durch einen Lattenzaun getrennt war, zugewiesen. Der Raum war sehr eng, etwa 8 qm groß und das Inventar bestand lediglich aus einer lederbezogenen Pritsche, einem Kübel, darauf ein Blechnapf. An der Decke hing nur eine Glühbirne ohne Lampenschirm und spendete ganz spärliches Licht. Es gab auch eine dünne, übel riechende Wolldecke und in der Ecke neben der Tür stand ein kleiner eiserner Ofen, der von außen zu beheizen war. Es war bitter kalt, denn der kleine, nach außen führende, vergitterte Kellerschacht hatte zwar ein Fenster, bei dem nur eine Hälfte verglast, aber die andere nur mit einem gelochten Blech versehen war. Also drang die nasskalte Januarluft ungehindert von oben herein. Der Versuch, das Loch mit meiner Jacke zu stopfen, misslang gründlich, denn ich konnte sie nirgends befestigen.

Ich war wieder allein und jetzt überkam mich der große Jammer, das Heimweh und die Ohnmacht, nichts an meiner Lage ändern zu können. Meine Bitte, an meine Mutter endlich schreiben zu dürfen, hatten die Volkspolizisten schon bei meiner Einlieferung mit dem Hinweis höhnisch abgelehnt, dass ich in den nächsten Tagen ohnehin nach Gera gebracht würde und dann bekäme ich sicher auch von den Russen „Sprecherlaubnis“! Zu all dem plagte mich nun auch Hunger und Durst. Den bald zu stillen erschien aussichtslos, denn man teilte mir mit, dass ich hier noch nicht gemeldet sei und ich sollte mich zunächst mit einer Blechtasse kaltem Kaffee begnügen.

Ein um das andere Mal fragte ich mich, ob es nicht doch besser gewesen wäre, die Gelegenheit zur Flucht während der Eisenbahnfahrt zu nutzen. Hätten die dann meine Mutter wirklich abgeholt? Was wäre aus meinen Geschwistern geworden? So drehten sich meine Gedanken immer im Kreis. Sollte ich nicht doch versuchen, hier aus dem Keller auszubrechen? Das schien angesichts der Gitter, die oben am Kellerschacht angebracht waren, ohne geeignetes Werkzeug unmöglich. Um mich abzulenken, versuchte ich mal einige Seiten in meinem Buch über das Indigo-Blau zu lesen, aber es wollte mir einfach nicht gelingen. Ich las zwar Wort für Wort doch den Inhalt habe ich einfach nicht erfasst.

Am späten Nachmittag hörte ich plötzlich lautes Stimmengewirr auf dem Gang vor der Zelle, Schmerzensschreie und dumpfe Schläge. Wenig später schleppte man einen etwa 40 Jahre alten Mann halb bewusstlos in meine Nachbarzelle, wo er zunächst auf dem blanken Boden liegen blieb. Durch den Zaun konnte ich erkennen, dass er aus der Nase blutete und seine Augen waren dick verquollen. Er stöhnte und schrie immer wieder: „Hört auf“! Erst nachdem auf dem Gang wieder Ruhe eingekehrt war, nahm er wohl seine neue Umgebung war und schimpfte auf die Schweine, die ihn so böse zugerichtet hatten. In der kommenden Nacht kam ich nicht zur Ruhe. War das ein Vorgeschmack auf das, was mich vielleicht erwartete? Am nächsten Morgen nahm mein neuer Nachbar erstmals Kontakt zu mir auf und fragte, warum ich hier eingesperrt sei. Er meinte, dass ich sicher nicht nur zu einem Verhör vorgeladen würde, sondern wie viele andere nach Buchenwald oder Sibirien käme. Er gab an, dass er Verfolgter des Nazi Regimes sei und wegen Wehrkraftzersetzung zwei Jahre im KZ Buchenwald eingesperrt habe. Ich hatte somit erstmals Gelegenheit einen Zeitzeugen zu sprechen, der aus eigenem Erleben über das KZ Buchenwald berichten konnte. Bis zum Einmarsch der Amerikaner war über dieses Lager in der Öffentlichkeit kaum etwas bekannt. Man hörte zwar hin und wieder, dass sogenannte Volksfeinde, darunter auch Juden und Zigeuner in ein Arbeitslager verbracht wurden um sie dort zu nützlicher

Arbeit zu erziehen. Nun hörte ich von dem Nachbarn, dass zuletzt etwa einhunderttausend Gefangene unter erbärmlichsten Verhältnissen untergebracht waren. Davon sei die Mehrzahl unterernährt oder krank gewesen. Die Sterblichkeit sei unabhängig von laufenden Hinrichtungen enorm hoch gewesen. Er schätzte die Zahl der Toten auf mindestens fünfzigtausend, darunter etwa zehntausend Juden. Seine Schilderungen über unmenschliche Arbeits- und Lebensbedingungen im Lager ließen mich erschauern, deckten sich aber mit Berichten von ehemaligen Häftlingen auf Flugblättern und ersten Zeitungen der Alliierten nach dem Einmarsch. Die erschienen aus meiner damaligen Sicht übertrieben und unglaubwürdig, zumal ich mir nicht vorstellen konnte, dass auf deutschem Boden und von deutschen Soldaten oder SS Männern solche ungeheuerlichen Grausamkeiten begangen wurden.

Allerdings erinnerten mich seine Schilderungen auch an den von mir beobachteten Marsch einiger hundert Gefangener, die kurz bevor die Amerikaner kamen, streng bewacht in Gera von der Kaserne zum Güterbahnhof getrieben wurden. Das sind KZler flüsterte man sich damals zu, die seien aus Lagern in Polen gekommen. Mein Nachbar erinnerte sich, dass damals mehrere Transporte mit Häftlingen aus dem Osten im Lager eingetroffen seien, wodurch dieses total überbelegt gewesen sei. Auf meine Frage nach den berüchtigten Gaskammern, von denen die Rede war, antwortete er, dass es in Buchenwald solche nicht gab. Hätte es auch gar nicht geben müssen, weil viele von allein an Hunger und Krankheit gestorben seien. Er selbst habe die Zeit gut überstanden, weil er in der Lagerküche gearbeitet habe und auch als interne Lageraufsicht eingesetzt gewesen war.

Nach der Befreiung des Lagers durch die Amerikaner habe er einen Posten bei der Polizei übernommen und sei nach dem Einzug der Russen zum Wachtmeister aufgestiegen. Nun hätten ihn seine eigenen Kameraden festgenommen, weil er sich ein altes Wehrmachtsmotorrad unter den Nagel gerissen und mit diesem viele Spritztouren zum Schwarzhandel unternommen habe. In seine Schilderungen platzte der erneute Besuch von drei Polizisten in seine Zelle hinein. Einer schrie ihn an: "Was hast du Schwein mit meiner Frau gemacht?" Und dann schlugen sie mit Gummiknüppeln erbarmungslos auf ihn ein, bis er jammernd auf dem Boden liegen blieb. Er muss sich demnach wohl an der Frau eines Kameraden vergangen haben. Wenig später schleppten sie ihn an Händen und Füßen gefesselt auf den Gang hinaus und ward nicht mehr gesehen.

Mir wurde eine Blechtasse mit warmen Kaffee reingestellt, aber zu Essen bekam ich nichts. Den Ofen in der Ecke hatte man von draußen angeheizt, aber gegen die durch das offene Fensterloch hereinströmende Kälte kam er nicht an. Also hockte ich mich, eingepackt in meine Habseligkeiten in seine Nähe und harrte verzweifelt der Dinge, die da kommen sollten. Aber es geschah nichts. Hin und wieder stand ich auf und stellte mich unter den Kellerschacht, durch den neben der Kälte auch die Geräusche von der Straße hereindrangen. Ich hörte Schritte und auch Gespräche von Passanten, die oben vorüber gingen. Angestrengt versuchte ich, Wortfetzen aufzufangen und es drängte mich sehr, einfach mal nach Hilfe zu rufen. Aber wer sollte oder wollte das hören? Oder gar das Gitter aufbrechen und mich hier herausholen? So verging Stunde um Stunde in qualvoller Ungewissheit und in Gedanken immer bei meiner Mutti und den beiden Geschwistern nach denen ich mich so sehnte.

Erst am folgenden Tag werde ich gepflegt! Morgens einen Blechtopf mit warmen Kaffee, das war so eine Rübenplärre, mittags einen halben Liter wässriger Kohlrübensuppe, abends eine dicke Scheibe Brot mit ca. fünf Gramm Margarine und eine winzige Portion Mettwurst. Dazu wieder den Blechtopf mit warmem Kräutertee.

Eintönig bei Hunger und Kälte verliefen die nächsten Tage, und ich bekam lediglich morgens, mittags und abends mal einen der Wärter zu Gesicht, die sich aber auf kein Gespräch einließen.

Am 19. Januar 1946, also nach 6 Tagen, wurde ich aus der Zelle geholt und bekam

alle meine persönlichen Sachen zurück, mit dem Hinweis, dass ich nun nach Gera überführt würde. Drei Polizisten erwarteten mich und führten mich wieder an Handschellen gekettet über den sehr belebten Marktplatz. Leute blieben staunend stehen und drehten sich schnell weg, denn ich wurde zu einem großen schwarzen Mercedes gebracht, der, wie ich später hörte, dem früheren Gauleiter von Thüringen, Saukel, und jetzt dem eingesetzten Ministerpräsidenten Dr. Paul gehören sollte.

Während der Fahrt nach Gera ergab sich mit den Polizisten ein lebhaftes Gespräch, auch über den Grund meiner Verhaftung und meine bisherige Behandlung. In Gera und Umgebung hätte man mehrere Werwolfgruppen dingfest gemacht, die nicht nur Flugblätter gegen die kommunistische Partei und die Sowjet Union verteilt, sondern auch terroristische Aktionen geplant hätten, um den Sieg der Befreiungsmächte zu untergraben. Wahrscheinlich würde ich auch zu dem Kreis der Verdächtigen gehören, denn man habe ihnen meine scharfe Bewachung aufgetragen. Das war die Meinung meiner Bewacher, von denen mich einer sogar gefragt hat, ob ich vielleicht etwas zu Rauchen hätte.

Gegen 17:00 Uhr trafen wir in Gera ein und ich wurde in das 1. Polizeirevier am Kornmarkt eingeliefert. Das war mir schon aus der Zeit bekannt, als wir als Jungvolkführer nach dem Einmarsch der Amerikaner dort festgesetzt wurden, aber auch aus Erinnerungen an meinen Vater, der da früher mal Dienst getan hatte. Zunächst gab es wieder die schon bekannte Leibesvisitation. Hosenträger, Gürtel, Schnürsenkel usw. ablegen und alle persönlichen Dinge abgeben. Dann wurde ich über den kleinen Hinterhof zum Zellentrakt gebracht und in einer Einzelzelle, die ich schon kannte, eingeschlossen. Steinerner, lederbezogene Pritsche und eine alte Pferddecke, das war alles, und ich dort wieder allein. Es war Sonnabendnachmittag, die Kirchenglocken läuteten und ich litt weiter unter Heimweh und Angst vor dem, was nun auf mich wartete.

Der folgende Montag, der 21. Januar, wurde mit der Aufforderung eingeleitet, mich reisefertig zu machen. Ich sollte noch zu einem Verhör zur Kriminalpolizei gebracht werden und würde dann sicher entlassen. Dem traute ich aber nicht, zumal der Polizist, der mich begleiten sollte, fragte, ob er mir Handschellen anlegen sollte. Es war ein älterer Herr, der sogar meiner Bitte nachkam, einen Umweg am nahegelegenen Bettengeschäft Grube vorbei zu gehen. Dort war meine Tante Hannelore als Lehrling beschäftigt und ich hatte die Möglichkeit, ihr zu sagen, wo ich mich derzeit befinde. Dann ging es weiter zum Haus der Kriminalpolizei, Vaters alter Dienststelle im Roten Haus am Amthordurchgang.

Dort wurde ich dem Kriminalkommissar Weiß übergeben. Der empfing mich mit den Worten: „Aha, da bist du ja endlich, du Bürschchen. Der Erich Bing Junior, dem sein Vater als „alter Kämpfer“ bekannt war. Der war doch als Kriminalbeamter bei der SS in Russland, oder? Was macht der heute? Na, dann werden wir Dich erst mal sicher unterbringen. Der russische Stadtkommandant wartet schon auf dich!“

Gegenüber dem Roten Haus befand sich das berüchtigte Gerichtsgefängnis, in dem die Russen alle Inhaftierten untergebracht hatten und von dem ich vermutete, dass sich dort auch meine verschwundenen Freunde befanden. Es waren nur wenige Meter dorthin, aber sie kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Wir passierten den Wachposten und kamen zunächst in einen Raum, in dem sich zu meiner Verwunderung neben einem Offizier auch ein Zivilist befand. Ein Dolmetscher wurde hinzugerufen und dann wurden meine Personalien aufgenommen. Es folgte eine Leibesvisitation und mir wurden mein Koffer und meine persönlichen Sachen, einschließlich der goldenen Taschenuhr meines Großvaters, von dem Zivilisten abgenommen. Das war der später berüchtigt im Gefängnis aufgefallene Herr Schäfer, der als Kalfaktor und Zuträger für die Russen tätig war. Im nächsten Raum saß ein älterer mit vielen Orden geschmückter Offizier an einem großen Schreibtisch, der jedoch von mir zunächst keine Notiz nahm. Das war Kapitän Molotkin. Von einem mit Gewehr bewaffneten Soldaten wurde ich auf

ein Ledersofa geschubst und nahm das Geschehen um mich herum nur im Unterbewusstsein wahr. Es war ein ständiges Kommen und Gehen von Soldaten und der Offizier blätterte anscheinend gelangweilt in einem Stapel von Akten. Nach für mich unendlich langer Zeit von mindestens einer halben Stunde schaute er erstmals auf und sprach mich gebrochen Deutsch an:

Hitlerjunge ...Bing Erich.....Werwolf! Na, wir werden sehen!

Auf einen Wink an den Soldaten wurde ich in den nächsten Raum geführt, in dem zunächst nur eine junge Frau in Zivil saß. Das war die Dolmetscherin, die mir freundlich lächelnd zuflüsterte: *Bitte sagen sie die Wahrheit, dass es ihnen nicht schlecht geht!* Dabei zeigte sie auf die frischen Blutflecken an der Wand und am Boden.

Dann kam nochmal Kapitän Molotkin und der junge Vernehmungsoffizier, Leutnant Jermikow. Der begann sofort mit dem Abgleich meiner Personalien, Fragen nach dem Elternhaus, der Schule und Arbeit. Dann legte er in gebrochenem Deutsch los: *Sie sind Mitglied der Organisation Werwolf in Gera!* Antwort: nein – Weiter: *Nun, wir werden Wahrheit finden!* Die weiteren Feststellungen und Fragen wurden von der Dolmetscherin Vera übersetzt. *Sie waren Führer in der Organisation Jungvolk in Gera, Fähnlein 3 - Ja - Wir kennen ihren Weg – Sie waren auf der Führerschule Burg Camberg und haben dort Werwolf gelernt - Schweigen –Und Sie waren Mitglied in Organisation Sofortaktion von Hitler-Jugend und Soldat bei Volkssturm! –*

Nein, ich war kein Soldat, nur Melder beim Volkssturm und bei der Feuerwehr! *Ich weiß alles!* Ich war sehr erstaunt darüber, was ihm alles von mir bekannt war.

Sie kennen Helmut Meyer? War seine nächste Frage – Antwort: Ja – Sie waren sein Stellvertreter in Fähnlein „Sturmvolk“! - Ja – Sie haben Mitglieder von Jungvolk zu Kampf gegen sowjetische Truppen aufgerufen! - Nein – Sie wollten mit Meyer Gruppe Werwolf gründen! - Nein – Sie haben mit Freunden regelmäßig Treffen verabredet um Anschläge zu besprechen! - Nein, das stimmt nicht!-

Doch, wir wissen, Sie haben Stimmung gegen Sowjet Armee gemacht! - Nein – Nennen Sie Namen von ihren Freunden, die sie angeworben haben! Antwort: Ich habe keine Freunde angeworben! *Nennen Sie jetzt Namen! – Schweigen - Sprechen Sie jetzt! – Schweigen, mir schwirrten allerlei Namen durch den Kopf, wen wird er meinen, die Führer vom Fähnlein 3, oder Klassenkameraden von der Mittelschule? - Los jetzt mit sprechen!!! –* Nach einem kurzen Augenblick flog mir ein schwerer Tintenlöscher an den Kopf. – Ich überlege! - Jetzt wurde er sehr lautstark und schrie mich an: *Aufstehen – Kopf an die Wand –Hände hoch!* Dann herrschte erst einmal Stille. Er machte sich Notizen und unterhielt sich belustigt mit der Dolmetscherin. Nach einiger Zeit, die Arme wurden mir schon schwer, meldete er sich mit der erneuten Aufforderung zum Reden: *Nun haben sie überlegt? – Nein! –*

Da sprang er hinter dem Schreibtisch auf, stürzte auf mich zu, schlug und trat auf mich ein, bis ich mich an Boden krümmte. Die Dolmetscherin hatte sich Augen und Ohren zugehalten und flüsterte mir erneut zu, doch endlich die Wahrheit zu sagen. Höhnisch lächelnd fuhr er fort: *Nun, Hitlerjunge Bing, Erich werden Sie sprechen?* Mir blieben die Worte vor Angst und Wut im Halse stecken. *Ich werde Ihnen sagen warum Sie hier sind!*

Ich sei Mitglied einer terroristischen Vereinigung, die aus der Hitlerjugend hervorging, ich sei Mitglied von der Organisation Werwolf und hätte mit meinen Freunden terroristische Anschläge gegen die Rote Armee geplant. Wir wollten den Aufbau des Sozialismus im befreiten Deutschland mit Waffengewalt verhindern und unter anderem auch den damaligen 1. Ministerpräsidenten von Thüringen, Dr. Paul, umbringen. So gingen die Anschuldigungen weiter.

Helmut Meyer sei der Anführer einer Werwolf-Bande in Gera gewesen und ich sein Stellvertreter. Weitere Mitglieder seien: Hans Meyer, Hans-Peter Hagen, Joachim

Walter, Dieter Sakowski, Wolfgang Zeinert, Horst Friessner, Joachim Saupe, Günter Stein, Siegfried Taudte, Kurt Oertel, Hans Möhring, Helmut Megert, Joachim Walter, Günter Taubert und Wilfried Brückner.

Nicht alle zählten zu meinem direkten Freundeskreis, sondern wohnten nur in unserer Gegend oder waren als Führer oder Pimpfe im Fähnlein 3. Ob ich die kenne? - Ja - Also waren sie alle Mitglied in Organisation Werwolf? - Nein! -

Schon hagelte es wieder Schläge und Tritte. Das wiederholte sich mehrmals, bis ich dem Zusammenbrechen nahe war. Ich hatte inzwischen zugegeben, dass wir uns im Kreis der Freunde hin und wieder zum Kinobesuch oder gemeinsamen Singen getroffen, aber keinerlei Tätigkeit im Sinne der Anschuldigungen ausgeübt haben.

Nach etwa 2 Stunden wurde die erste Vernehmung abgebrochen und ich kam in eine Sammelzelle, in der ehemaligen Schlosserei, in der sich etwa 30 Männer befanden. Darunter auch Günther Taubert von den oben genannten Freunden. Er berichtete, dass einige schon in den Zellen sitzen und unter dem Druck der Verhöre und nach Schlägen und Karzer zugegeben hätten, Mitglied einer Werwolfgruppe zu sein.

Der Raum war sehr dunkel, kalt und mit roh gezimmerten Holzbetten, teils zweietagig, zugestellt. Bei den Inhaftierten handelte es sich um einen bunt zusammengewürfelten Haufen aller Alters- und Berufsgruppen, die zu unterschiedlichen Zeiten einzeln von Wachposten zum Verhör geholt wurden. Darunter waren, wie sich später herausstellte, zwei Ärzte, ein Pfarrer, mehrere Fabrikanten oder Inhaber größerer Betriebe, wie auch frühere Funktionäre der NSDAP. Darunter war auch der Schuster Wolchock, der sich als Stubenältester ausgab und mir einen Schlafplatz zuwies. Er wollte von mir wissen, was ich denn ausgefressen hätte und war sehr an den Einzelheiten meiner Verhaftung und den Weg von Meiningen nach Gera interessiert. Er selbst sei verhaftet worden, weil er auf einem Rittergut für die Bewachung der dort tätigen Fremdarbeiter, meist Polen, zuständig war. Als er zur Vernehmung abgeholt wurde, haben mich andere Leidensgenossen sofort vor diesem Mann gewarnt. Er sei Spitzel und Zuträger für die Russen und würde dafür ständig von Zelle zu Zelle verlegt. Also habe ich ihn künftig möglichst gemieden.

In der folgenden Nacht wurde ich wieder zum Verhör geholt. Leutnant Jermikow richtete eine grelle Lampe auf mich und die Dolmetscherin saß im Hintergrund. Wollen Sie jetzt zugeben, wurde ich gefragt, sind Sie Mitglied von Organisation Werwolf? – Nein! – *Dann werden Sie wieder Schmerzen haben!* - Pause – *Was wollten Sie in Meiningen?* – Ich habe dort bei Verwandten gewohnt und wollte Arbeit aufnehmen, war meine Antwort. – *Sie lügen wieder!* – *Sie wollten über die Grenze gehen und Kontakt zu den Amerikanern aufnehmen!* – *Sie wollten Hilfe dort holen für Aktionen von Werwolf!*

So hagelte es Fragen über Fragen auf mich ein, mehrmals unterbrochen durch Schläge mit einem Gummiknüppel und Tritten in den Rücken. Irgendwann kam er auch auf meine Flucht mit zwei Freunden im Oktober 45 zu sprechen und schloss daraus, dass ich nicht freiwillig nach Gera zurückgekehrt sei, sondern im Auftrag der Amerikaner, um Spionage zu betreiben. Das war alles Unfug, aber seine Behauptung stand im Raum. Nach endlos langer Zeit, empfundenen zwei Stunden, wurde ich dann von einem Wachposten mit Kolbenstößen zurück in die Schlosserei getrieben, wo mir gleich einer der Ärzte den stark lädierten Kopf mit nassen Tüchern versorgte. Zum Schlaf kam ich in dieser Nacht vor Schmerzen und aufgewühlten Gedanken nicht.

Am nächsten Morgen brachte Herr Schäfer, begleitet von einem Soldaten, das Frühstück. Ein Kübel mit heißem „Muggefuck“ für alle und eine dicke Scheibe Brot für jeden. Die wenigen vorhandenen Blechnäpfe teilte man sich für das Getränk redlich und das frische, sehr feuchte Kastenbrot wurde gierig verschlungen. Von der Möglichkeit, sich an dem einzigen vorhandenen Wasser frisch zu machen oder gar zu waschen, wurde kaum Gebrauch gemacht. Wegen der Kälte blieben alle in den Klamotten, die

sie eben trugen. Meine Kleidung bestand nur aus einer alten kurzen Panzerjacke, Überfallhose, Pullover, Unterwäsche, Wollsocken und ein Paar hohe Schuhe. Den Rest meiner Habseligkeiten hatte man mir ja abgenommen.

Am späten Vormittag wurde ich wieder zum Verhör geholt. Zuvor hatte mir der Spitzel Wolchock zugeflüstert, dass drüben im Gefängnis noch einige meiner Freunde sitzen würden, denen es dieser Tage besonders schlecht ergangen sei. Auf dem Schreibtisch stand jetzt ein großer Teller mit Wurstbrotchen von denen es sich der Leutnant Jermikow gut schmecken ließ. Erst nach einiger Zeit schien er mich wahrzunehmen, blickte mich höhnisch an und fragte, ob ich etwa Hunger hätte. Das verneinte ich stolz, in der Annahme, dass er mir ohnehin nichts abgeben würde. *Nun, wenn Sie Wahrheit sagen, können Sie essen*, war seine Reaktion. Dann kamen wieder die gleichen bekannten Fragen und ich blieb dabei, alle Anschuldigungen abzustreiten. Das hatte zur Folge, dass ich mich wieder mit Kopf zur Wand und erhobenen Händen aufstellen musste. Wieder hagelte es bei jedem „Nein“ heftige Schläge und Tritte bis das Verhör plötzlich abgebrochen und ich in die große Zelle zurückgebracht wurde.

Dort traf ich auf die inzwischen auch verhafteten oder aus dem Gefängnis verlegten Freunde, Dieter Sakowski, Horst Frießner, Joachim Walter, Hans Möhring und Wilfride Brückner und Hans Meyer. Alle hatten schon stundenlang unter den gleichen schlimmen Misshandlungen bei den Verhören durch Leutnant Jermikow gelitten. Bei einer gemeinsamen Besprechung kamen wir zu der Überzeugung, dass der eine oder andere unter dem Druck der Folterungen irgendwann ein Geständnis unterschreiben würde. Bestärkt wurde das durch einen Hinweis des bekannten Herrn Schäfer, dass wir nicht mehr zu leiden hätten, wenn wir ein Geständnis ablegen würden. Dann kämen wir vor ein sowjetisches Militärgericht, könnten dort alles widerrufen und auf ein mildes Urteil vielleicht auch Freispruch hoffen.

Noch am gleichen Nachmittag wurde ich erneut zum Verhör geholt. Diesmal übernahm die Dolmetscherin das Wort und erklärte: Leutnant Jermikow gibt Ihnen jetzt eine letzte Gelegenheit, die Wahrheit zu sagen und Geständnis zu unterschreiben. Helmut Meyer und seine Freunde haben hier schon unterschrieben. Dabei zeigte sie auf einen Stapel von Papieren. Also wollen sie das Protokoll von Verhör nun unterschreiben? Meine Antwort war: Nein, das glaube ich nicht! Da sprang Jermikow auf, prügelte mit einem Schlagstock heftig auf mich ein und erklärte: *Jetzt werde ich Ihnen Wahrheit zeigen!* Dann rief er nach einem Posten, dem er irgendeine Anweisung gab.

Nach einiger Zeit wurde die Tür geöffnet und der Posten schob Helmut Meyer herein. Diesen Augenblick, diesen Anblick werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Da stand er mir nun plötzlich gegenüber, mein bester Freund, ein echter immer zuverlässiger Kamerad. Wir warfen uns einen kurzen Blick zu und ich sah in verzweifelte, tief verschattete Augen. Er war nur notdürftig bekleidet, blass, abgemagert und im Gesicht waren die Spuren von Misshandlungen deutlich zu sehen. Über dem einen Auge verkrustetes Blut und das andere, wie auch der Mund, geschwollen. Jermikow hielt einen Augenblick inne, wohl damit ich dieses Bild in mich aufnehme, dann wandte er sich an Helmut: *Sie kennen Erich Bing?* Antwort: „Ja“ – *War Erich Bing Stellvertreter in Ihrer Organisation?* Die Antwort kam von Helmut, zur Seite blickend, mit einem kaum vernehmbaren - „Ja“ – Dann wurde er wieder abgeführt.

Mir war, als würde der Boden unter mir aufbrechen und ich hatte das Gefühl, in ein tiefes schwarzes Loch zu fallen. Jermikow verließ den Raum kurzfristig und die Dolmetscherin redete auf mich ein. Ich solle doch nun endlich das Protokoll unterschreiben, sonst würde der Leutnant Soldaten holen, die mich dann so behandeln würden wie es meinem Freund geschehen sei. Ich antwortete, dass doch alle Anschuldigungen nicht wahr seien. Das ließ sie nicht gelten, sondern erklärte, dass ich alles dem Richter bei der Verhandlung erklären könne. Der würde sich dann sein Urteil machen.

Jermikow kam zurück und fragte mich in sehr scharfen Ton: *Unterschreiben Sie jetzt das Vernehmungsprotokoll?* Da ich zunächst schwieg, hatte ich unvermittelt wieder den schweren Tintenlöscher im Gesicht. Noch immer hatte ich den Anblick von Helmut vor Augen und damit war mein bisheriger Widerstand gebrochen. Die Dolmetscherin legte mir ein Blatt Papier hin, auf dem sich eine in russischer Sprache verfasste Erklärung befand. Mir war plötzlich alles egal und ich unterschrieb, ohne zu wissen, was da stand. Dann wurde ich wieder in die große Gemeinschaftszelle geführt und warf mich dort heulend auf meine Pritsche. Im Raum herrschte sofort Totenstille und es wagte keiner, mich darauf anzusprechen, was wohl geschehen sei.

Am nächsten Tag wurde ich wieder zur Vernehmung geholt. Ich sollte zugeben, dass ich beauftragt war, ein Waffenlager zum Kampf gegen die fortschrittlichen sozialistischen Kräfte anzulegen. Das verneinte ich, mit der Folge, wieder mit erhobenen Händen an der Wand stehen zu müssen. Nach erneuter Frage nach dem angeblichen Waffenlager und meiner Verneinung gab es wieder heftige Schläge mit dem Gummiknüppel. Meinen Freunden, mit denen ich noch in der Gemeinschaftszelle untergebracht war, erging es ebenso. Auch sie wurden beschuldigt, Mitglied der konspirativen Bande „Werwolf“ unter Führung von Helmut Meyer zu sein, Waffenarsenale angelegt und Widerstandspläne entwickelt zu haben. Schläge und Wegsperrungen in den Karzer waren auch bei ihnen bei Ablehnung der Anschuldigung die Folge. Übereinstimmend kamen wir zu der Ansicht, dass wir so lange misshandelt und gefoltert würden, bis wir, einer nach dem anderen, ein Geständnis ablegen. Bei den Verhören wurde auch immer wieder nach den Namen weiterer Mitglieder oder Freunde gefragt und der Vernehmungsoffizier lies wiederholt durchblicken, dass er wichtige Informationen zu unseren Aussagen von Harry Pöhland habe. Der war uns aus der Zeit im Jungvolk noch als besonders aufsässiges Mitglied einer Sportgruppe und hervorragender Boxer bekannt. Bekannt war einigen von uns auch, dass er zu den Gründern der FDJ in Gera gehörte und besonders frühere Jungvolkfürher auf die Zusammenarbeit vergeblich angesprochen habe. Daher lag für uns der Verdacht nahe, dass Pöhland den Russen bei der derzeitigen Verhaftungswelle eifrig zugearbeitet oder Adressen beschafft habe.

Auch in den nächsten Tagen, teilweise auch nachts, gingen die Vernehmungen nach der gleichen Methode, so wie gehabt weiter. Von mir wollte Jermikow jetzt unter anderem weitere Einzelheiten über meine angeblichen Verbindungen zu den Amerikanern wissen, zu denen ich jedoch nichts beitragen konnte. Es war immer die gleiche Prozedur, bis er schließlich am 18. Februar erklärte, dass die Voruntersuchung nunmehr abgeschlossen sei. Am 21. Februar wurden wir in das eigentliche Gefängnisgebäude verlegt.

Ich kam in die Zelle 35 im 1. Stock, in der ich schon einmal von den Amerikanern, zusammen mit Helmut Meyer, kurzfristig eingesperrt war. Dort traf ich auf Erich Achim Hintermann, einen Berliner Kaufmann, der angeblich als Mitgründer einer neuen Freien Deutschen Demokratischen Partei und wegen Verbindung zu den Amerikanern verhaftet worden sei. Er wartete auf eine Gerichtsverhandlung mit natürlich ungewissem Ausgang, schwärmte aber sehr von den ehernen, demokratischen Zielen seines Vereins, der sich deutlich von den Nazis absetzen würde.

In der „Schlosserei“, der bisherigen Gemeinschaftszelle waren wir bisher von den Schikanen der Wachposten weitgehend verschont. Das änderte sich jetzt buchstäblich. Man durfte am Tag nicht sitzen oder liegen und nachts wurde die Zelle von einer grellen Deckenlampe hell erleuchtet. Ein Blecheimer in der Ecke diente als Toilette. Der durfte täglich einmal gelehrt werden, wobei sich Gelegenheit zum flüchtigen Waschen ergab. Zwei Klappbetten waren mit Auflagen belegt, die aus groben mit Papierschnipseln gefüllten Säcken bestanden. Die laufende Überwachung erfolgte durch einen Spion an der Zellentür. Dazu schlichen die Posten ganz leise von Zelle zu Zelle und rissen die Tür bei kleinsten Vergehen lautstark auf um sofort loszuprügeln. Sehr lautstark

ging es besonders nachts auf den hellhörigen Gängen zu, wenn Gefangene zu Verhören abgeholt oder aus sonstigen Gründen zur Bestrafung aus den Zellen geholt wurden. Da wurde lautstark geflucht und man hörte die Schläge wie auch die Schmerzensschreie der Misshandelten. Die Frauen waren eine Etage über uns untergebracht und hatten fast jede Nacht unter den Misshandlungen durch die brutalen Wachposten, meist mongolische Soldaten, zu leiden. Ihre Hilferufe und Schmerzensschreie hallten durch das ganze Gebäude, wurden aber von niemandem erhört. Ohnmächtig hockten oder lagen wir auf unseren Pritschen und hielten uns die Ohren zu um möglichst wenig von dem grausamen Geschehen mitzubekommen.

Die nächsten Tage zogen sich nahezu ereignislos dahin. Gelegentlich wurden wir für fünf bis zehn Minuten zum Spaziergang auf den Gefängnishof geführt und hatten dabei Gelegenheit, Kontakt mit anderen Häftlingen aufzunehmen, obwohl das Sprechen nicht erlaubt war. Dabei traf ich erstmals mit Helmut Meyer zusammen, der auf dem gleichen Gang lag. Wir drückten uns heimlich die Hände und verstanden uns auch ohne große Worte. In der Nachbarzelle lagen Joachim Wellner, der mein erster Fähnleinführer war und Lothar Naumann vom Fähnlein 9. Bei einigen Freunden aus dieser Gruppe sollte man angeblich Waffen gefunden haben.

Da das Sprechen untereinander generell verboten war, hatte es sich schnell eingespielt, Nachrichten mit den Zellennachbarn durch Klopfzeichen auszutauschen. Zuerst sandte man ein Klopfzeichen mit:

„Damm,- Damm,- Damm,...-Damm“, und dann die Nachricht mit A, einmal, B, zweimal und so weiter. Das dauerte natürlich sehr lange und erforderte hohe Konzentration, da man ja gleichzeitig den Spion in der Zellentür beobachten musste um nicht von den Posten überrascht zu werden. Bald hatten wir auch herausgefunden, dass man sich auch durch die dicken Heizungsrohre, die durch die Zelle führten, mit Bewohnern der darüber oder darunter liegenden Zellen unterhalten konnte. Man musste nur möglichst laut und deutlich direkt an das eiserne Rohr sprechen und das Ohr dann dicht daran halten.

Auf diesem Weg habe ich erfahren, dass sich über uns in verschiedenen Zellen dreißig ehemalige Polizisten befanden, die ehemals zum Einsatz im Osten abkommandiert waren. Einige davon waren mir persönlich auch durch Vaters frühere Tätigkeit bekannt. Das waren: Kronschwitz, Krug, Wolf und Bärwolf. Die waren alle zum Tode verurteilt und warteten nun auf die Vollstreckung.

Bei einem dieser Gespräche wurde ich am frühen Morgen von einem Wachposten ertappt, mit Flüchen bedacht und dem Gummiknüppel geschlagen. Nach kurzer Zeit kam er wieder und ich musste meine Kleidung bis auf die Unterwäsche ausziehen. Dann trieb er mich durch das Treppenhaus in den Keller und dort in den Karzer. Der Raum war sehr eng, etwa zwei mal zwei Meter, ohne jede Einrichtung und bitter nasskalt. Es gab kein Fenster, sondern nur eine etwa handgroße Maueröffnung kurz unter der Decke, an der eine Glühlampe hing.

Nun hockte ich da an der Wand. Ein Haufen verzweifeltes Elend mit Heimweh und Sorgen, wie es weiter gehen würde. Was Karzer bedeutete war mir aus Schilderungen anderer Häftlinge ja bekannt.

Also zwei, drei Tage kein Essen, kein Schlafen, Hunger und Durst! Aber es kam anders. Nach einigen Stunden meldete sich eine weibliche Stimme mit der Frage: Wer ist da drinnen? Ich antwortete und hörte, dass sich auf der anderen Seite Gretel Ritz befindet. Sie war ehemals Bannsportwartin in Gera, wohnte ebenfalls in unserer Straße direkt neben den Großeltern und hatte mich schon als Kind betreut. Mir war bekannt, dass sie schon vor einiger Zeit verhaftet wurde und nun arbeitete sie anscheinend in der Gefängnisküche. Wir hatten kaum Gelegenheit, miteinander zu reden, denn schon

brüllte ein Wachposten: „Nicht sprechen“ und es folgte die Serie der üblen Flüche. Nach kurzer Zeit hörte ich wieder Geräusche und durch die Maueröffnung landete ein großes Stück Brot neben mir. Gretel rief mir noch zu: „Halte durch, Erich“! Noch am gleichen Abend wurde ich wieder in die Zelle geführt. Diesmal von einem zunächst recht freundlich lächelnden Posten, der mir beim Öffnen der Zellentür erst freundlich auf die Schulter klopfte aber mich dann mit einem sehr schmerzhaften Tritt in den Hintern hineinschubste.

Nach einigen Tagen erschien der schon erwähnte Kalfaktor, Herr Schäfer, zusammen mit einem Wachposten und übergab mir, in eine Wolldecke eingewickelt, einige Kleidungsstücke, darunter auch den Wintermantel und einen Anzug meines Vaters. Man konnte erkennen, dass die Sachen alle durchwühlt waren, aber ich empfand es doch als lieben Gruß meiner Mutter, die nun sicher wusste, wo ich mich befinde. Es hatte sich herumgesprochen, dass die Angehörigen von Inhaftierten aufgefordert wären, Decken und warme Kleidung an einem Schalter an der Gefängnisporte abzugeben. Lebensmittel und Schriftstücke seien dabei nicht erlaubt. Die Anforderung von warmer Kleidung führte zu der Vermutung, dass wir nach Sibirien transportiert werden sollten.

Seit einiger Zeit fielen bei den gelegentlichen Begegnungen auf dem Gefängnishof oder beim Kübeln Mithäftlinge auf, denen die Haare total geschoren waren. Das war ein trostloser Anblick und erinnerte sehr an die Bilder von ehemaligen KZ Häftlingen. Abgemagert, blass mit tief liegenden Augen und wucherndem Bart. Das war bei der damaligen Verpflegung auch gar kein Wunder. Es gab täglich morgens drei Scheiben Brot, mittags eine Kelle, ca. einen halben Liter wässrige Kohlsuppe und abends wieder eine Kelle kaffeeähnliches Getränk. Das war alles und konnte unseren Hunger natürlich nicht stillen.

Die Tage schlichen weitgehend ereignislos dahin. Erich Achim Hintermann oder hieß er „Kindermann“ schwärmte von Ideen seiner neuen Partei und ich hockte meist teilnahmslos an der Wand, grübelte darüber, was Mutti wohl macht und wie es den Geschwistern ergeht. Also heftiges Heimweh! Die Gerüchteküche kochte heftig, angeheizt durch Beobachtungen und Informationen, die trotz strenger Bewachung ständig von Zelle zu Zelle weitergegeben wurden. Es bewahrheitete sich aber auch die These, dass an jedem Gerücht etwas dran ist. So die Tatsache, dass seit Anfang März ein russisches Militärtribunal ständig im Gerichtssaal tagt und laufend Urteile fällt. Ein Strafmaß unter zehn Jahren Haft gab es nicht. Neben etlichen Todesstrafen, wie im Fall der ehemaligen Polizisten, wurden meist Urteile zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren Haft gefällt. Das Todesurteil gegen Otto Wachter machte schnell die Runde. Er war als Knecht auf dem Rittergut Zwötzen beschäftigt und hatte dort die Aufsicht über eine Gruppe von russischen und polnischen Landarbeitern, die ihn angeschwärzt hatten. Dagegen waren die Gründe für ein Todesurteil gegen einen Lehrer Meyer aus Weida nicht bekannt.

Mitte März bekam unsere Zelle plötzlich unerwarteten hohen Besuch. Der hatte sich schon durch völlig neue Geräusche und Stimmengewirr im Treppenhaus und in den Gängen angekündigt. Unsere Zelle wurde geöffnet und es traten vier oder fünf Offiziere in Paradeuniform, gefolgt von einer gut gekleideten Dolmetscherin, ein. Die zeigte auf den einen, mit unzähligen Orden geschmückten, kleinen dicken Mann mit der typisch großen russischen Schirmmütze und erklärte, dass sich General Tschuikow über unser Befinden erkundigen wolle. Er fragte mich über die Dolmetscherin, warum ich einsitze.

Ich antwortete mit Achselzucken, was sie mit „er weiß es nicht“ übersetzte. Warum sei ich angeklagt, die nächste Frage. Meine Antwort: „angeblich Werwolf“. Seine Reaktion: Fluch- „Job voio mad“! Noch eine Frage: „Haben sie Läuse, Wanzen oder Krankheit“? Antwort: „Nein, aber Hunger“! Wieder der gleiche Fluch und schon war der Besuch zu Ende.

Später erfuhr ich, dass es sich bei dem damaligen Besucher um den Chef der Sowjetischen Militäradministration in Thüringen, General Tschuikow, gehandelt hat.

Gegen Ende März wurde die Verhandlung über eine angebliche Werwolfgruppe um Harald Rahming, einen ehemaligen Schulfreund, bekannt. Dazu zählten: Klassenkamerad Jörg Grau, Helmut Weiland, Hans Zebrowski und Karl Rohrborn. Gegen Harald Rahming wurde das Todesurteil verhängt, die anderen bekamen 25 Jahre. Weitere Urteile ergingen gegen die Jugendlichen Anski, Öser und Witte.

Am 9. April wurde ich mit meinen Freunden nacheinander aus den Zellen geholt und unter scharfer Bewachung durch ein Spalier von Posten in das benachbarte Gerichtgebäude geführt. In dem großen Gerichtssaal wurden uns Plätze in drei Stuhlreihen zugewiesen, dann erfolgt der namentliche Aufruf:

Meyer, Helmut – Meier, Hans – Bing, Erich – Zeinert, Wolfgang – Frießner, Horst – Zimmermann, Horst- Saupe, Joachim – Sakowski, Dieter – Taudte, Siegfried – Hagen, Hans Peter – Oertel, Kurt – Taubert, Günther – Walter, Joachim – Stein, Günter – Möhring, Hans – Brückner, Wilfried – Megert, Helmut – Ritz, Gretel.

Horst Zimmermann war uns bis dahin persönlich überhaupt nicht bekannt. Er und Gretel Ritz waren zuvor als Gebiets- bzw. Bannsportwarte in der HJ hauptberuflich tätig.

Das Hohe Gericht nahm uns gegenüber an drei Schreibtischen Platz und wurde wie folgt vorgestellt:

Ein Richter (Offizier), zwei Beisitzer (einfache Soldaten), ein Ankläger (Offizier) ein Protokollführer (Leutnant) ein Dolmetscher (Soldat?). Außerdem waren der Kapitän Molotkin, der Vernehmungsoffizier Jermikow und dessen Dolmetscherin anwesend.

Die Verhandlung begann zunächst mit der Überprüfung aller Personalien auf Geburtsdatum, Wohnort und so weiter. Dann verlas der Ankläger die Anklageschrift. Die wurde vom Dolmetscher in Absätzen auf Deutsch übersetzt und begann mit der Feststellung: „Im faschistischen Sinn erzogen, ihrer Sache treu geblieben, wollten sie kämpfen gegen die Rote Armee und gründen eine neue faschistische Regierung!“ und so weiter. Wir waren darüber alle sehr erstaunt, was uns da zur Last gelegt wurde und welche Verbrechen wir bei unserem Kampf gegen die fortschrittlichen sozialistischen Kräfte begangen oder geplant haben sollen. Bei allem Ernst der Lage rief das alles bei uns nur ein ungläubiges Lächeln und Kopfschütteln hervor. Das reizte das Hohe Gericht natürlich zu lautstarken Zornesausbrüchen, die uns bis zur eingelegten Pause begleiteten. Gretel Ritz, völlig niedergeschlagen, und auch Horst Zimmermann, der von uns wohl die schwersten Verhöre hinter sich hatte, waren sehr erstaunt, mit uns überhaupt in Verbindung gebracht zu werden.

Nach Verlesung der allgemeinen Anklageschrift wurde eine Pause eingelegt und wir mussten uns dicht gedrängt im Flur auf den Boden setzen. Hier hatten wir, trotz Sprechverbot, erstmals Gelegenheit miteinander zu reden und einigten uns darauf, dass wir, sofern wir zu Wort kommen, alle früheren Geständnisse widerrufen. Die Posten achteten zwar darauf, dass wir nicht sprechen, beließen es aber bei lautstarkem Fluchen.

Im gleichen Flur saß auch eine weitere Gruppe Jugendlicher aus dem Ortsteil Debschwitz, die alle ehemals Mitglieder im Fähnlein 9 waren und gegen die die gleiche Anklage erhoben wurde.

Die Pause wurde mit erneut namentlichen Aufrufen beendet und dann wurde jedem Einzelnen die Anklage vorgelesen. Das begann mit Helmut Meyer. Er wurde beschuldigt eine neue illegale Organisation gegründet zu haben, die das Ziel hatte, Faschismus und Militarismus unter einer neuen faschistischen Regierung aufrecht zu erhalten. Weiter wurde ihm vorgeworfen: Waffenbesitz, Mitgliederwerbung und Aufruf zum

bewaffneten terroristischen Aufstand, Verleumdung der Besatzungsmacht. Als belastend wurde auch erwähnt, dass er maßgeblicher Führer im Jungvolk war, dafür besondere Schulungen mitgemacht und faschistische Gedichte verfasst habe. Aus den Folgen seiner faschistischen Erziehung habe er nichts gelernt, sondern diese weiter verherrlicht.

Helmut antwortete, dass alle Geständnisse, die zu der Anklage führten, unter unmenschlichen Bedingungen erpresst wurden und unzutreffend seien.

Die Offiziere berieten die Einlassungen kurz, gingen jedoch nicht darauf ein, sondern kamen zum nächsten Anklagepunkt. Horst Zimmermann, den wir ja bis dahin überhaupt nicht kannten. Er wurde beschuldigt, Kreiswerwolf Führer gewesen zu sein. Als solcher habe er die Arbeit der einzelnen Terrorgruppen gesteuert. Gretel Ritz, bis auf mich ebenfalls bei uns bisher weitgehend persönlich unbekannt, habe die Befehle geschrieben.

Ich wurde beschuldigt, Stellvertreter und enger Vertrauter von Helmut Meyer zu sein und Mitglieder geworben zu haben. Ich hätte den Kampf gegen den Kommunismus mit Agitation und Waffengewalt vorbereitet und Verbindung zu den Amerikanern gesucht. Diese Anschuldigungen wies ich ebenfalls zurück, mit dem Hinweis, dass alle Geständnisse nur unter dem Druck von Misshandlungen und Androhung von Folter gemacht wurden.

Kurt Oertel wurde vorgeworfen, dass er zusammen mit Günter Stein und Joachim Saupe Sabotageakte gegen die Rote Armee und die Neue Freie Jugend begangen habe. Er wies zu seiner Verteidigung sehr mutig darauf hin, dass uns jetzt genau das widerfahre, was uns vor der Besetzung Deutschlands vorher gesagt wurde. Diese Einlassung wurde von den Offizieren mit Flüchen und scharfen Worten zurückgewiesen.

Nach und nach wurden so jedem Einzelnen seine angebliche Tätigkeit oder seine Aufgaben als aktives Mitglied in der Gruppe Helmut Meyer vorgehalten, aber auch von jedem zurückgewiesen.

Dann zog sich das Gericht wieder angeblich zur Beratung zurück und wir mussten uns erneut auf den Gang vor dem Gerichtssaal quetschen. Während der Pause wurden die Jungen aus Debschwitz ebenfalls zur Anklageerhebung aufgerufen und wir konnten durch die nur angelehnte Tür des Gerichtssaales den Verlauf der Verhandlung zumindest mithören. Es spielte sich das gleiche Theater wie bei uns ab, aber wir bekamen auch mit, dass hier der Vorwurf des Waffenbesitzes eine größere Rolle spielte. Nachdem die Debschwitzer den Raum verlassen hatten, verging wieder eine längere Zeit. Bis der Dolmetscher uns zur Urteilsverkündung aufrief.

Sehr theatralisch positionierten sich die Offiziere mit den riesigen Schirmmützen, stehend hinter den Schreibtischen und der vermeintliche Richter verkündete auf Russisch das vom Dolmetscher übersetzte Urteil:

Gegen die Mitglieder der konspirativen, terroristischen, faschistischen Gruppe Werwolf, Führer Helmut Meyer, verkündet das Kriegsgericht der 20. Motorisierten Gardedivision nach Maßgabe des Strafgesetzbuches der RSFSR folgende Urteile:

Helmut Meyer, geb. 1928, Gera, nach § 58-8, 58-9, 58-11 und 58-14 zum Tod durch Erschießen, ohne Eigentumseinzug

Erich Bing, Wolfgang Zeinert, Horst Zimmermann, Joachim Saupe, Dieter Sakowski, Siegfried Taudte, Günter Taubert, Günter Stein, Joachim Walter, Hans Meier, Hans Peter Hagen, Horst Frießner, Hans Möhring, Helmut Megert, Wilfried Brückner, Kurt Oertel, nach § 58-8, 58-9 und 58-11 zu 10 Jahren Strafvollzugslager, ohne Vermögenseinzug.

Margarete Ritz, Freispruch mangels Beweisen.

Dann: *Nehmen sie das Urteil an und unterschreiben sie Erklärung hier!* Nochmals namentlicher Aufruf und an Helmut Meyer gewandt: *Sie haben jetzt Möglichkeit Antrag auf Gnadengesuch zu stellen!*

Helmut erhob sich, stand aufrecht und erklärte mit unvergesslichem Gesichtsausdruck:

Meine Aussagen wurden alle durch Folter erpresst. Ich erkenne das Gericht und das Urteil daher nicht an und werde auch keinen Gnadenantrag stellen!

Es herrschte einen Moment Stille. Für uns war diese Erklärung ein Schock, aber es war eben typisch für Helmut, der damit wohl ein Zeichen setzen und wie unsere ehernen Vorbilder, Andreas Hofer, Klaus Störtebecker oder Andreas Schill lieber aufrecht sterben wollte, bevor er sich der bolschewistischen Übermacht beugt.

Wir anderen erklärten ebenfalls, dass wir das Urteil nicht annehmen, worauf sich die Herren noch einmal berieten. Dann wurde uns erklärt, dass wir lediglich unterschreiben müssten, dass uns das Urteil vorgelesen wurde. Das geschah dann auch mit abwesenden Gedanken, ohne zu wissen, was da in russischer Schrift stand. Wir waren alle noch immer vom Ausgang der Verhandlung benommen, die insgesamt mit den ständigen Pausen und Unterbrechungen etwa 6 Stunden dauerte.

Anschließend mussten wir in unseren Zellen alle Sachen packen und wurden dann in die große Sammelzelle, die ehemalige Gefängniskirche, gebracht. Die hatte man zur Transportzelle für ca. 30 Häftlinge umgebaut, dreistöckige Betten eingerichtet und es gab sogar Tische und Bänke. Als wir dort eintrafen, war der Raum schon mit sechs älteren Männern belegt. Einer war der Arzt, den ich schon aus der Schlosserei kannte, der andere Chef einer bekannten Maschinenfabrik, der während des Krieges zahlreiche Fremdarbeiter beschäftigt hatte.

Trotz allem, was wir in den letzten Stunden erlebt hatten, gab es mit allen Freunden zunächst ein fröhliches Wiedersehen und dann wurden die Erfahrungen über die Ereignisse der letzten Wochen und Monate ausgetauscht. Schmerzlich war dabei festzustellen, wie der eine oder andere während der Vernehmungen durch den meist gleichen Offizier gegeneinander ausgespielt wurde. Da hörte man immer wieder: „ihr Freund xxx hat aber angegeben, dass sie“, oder: „wer zählte noch zu ihren Freunden?“ Da war es gut, dass Horst Zimmermann, als ältester von uns, das Wort ergriff und uns in einer sehr persönlichen Ansprache ermahnte, die Aussagen während der Verhöre nicht zum Gegenstand von gegenseitigen Anschuldigungen oder Vorwürfen zu machen, da diese auf die Folge von Folterungen und Drohungen zurückzuführen wären. Wichtig sei, dass wir in den sicher bevorstehenden schweren Zeiten zusammen halten und uns, soweit als möglich, gegenseitig unterstützen.

Noch am gleichen späten Abend wurden die ebenfalls verurteilten Mitglieder der Debschwitzer Gruppe zu uns verlegt. Sie waren bei der Strafmaßbemessung wesentlich schlechter weg gekommen als wir und beklagten vier Todesurteile. Darunter auch gegen Dieter und Günter Kochan sowie unterschiedliche Bemessungen bei den Straflagern, mit 10, 20 und 25 Jahren Haft. Zu uns kamen unter anderen: Walter Seidel, Rolf Kneisel (genannt Harrer) Lothar Naumann und Rudi Liebschwager.

Durch die großen Kirchenfenster hatten wir einen guten Blick auf den gegenüber liegenden Gebäudeteil. Dort waren in der obersten Etage die Zellen, in denen die Todeskandidaten untergebracht waren.

Mehrmals konnten wir Helmut sehen und ihm zuwinken, wenn er zum Kübel leeren über den Flur ging.

Immer drehten sich die Gespräche um sein mögliches Schicksal und wir stellten uns die Frage, ob das Todesurteil tatsächlich vollstreckt würde. Einige hatten gesehen oder

mitbekommen, dass Häftlinge aus den Todeszellen geholt und mit einem LKW abtransportiert wurden. Dieses Fahrzeug sei nach einiger Zeit, nur mit Soldaten besetzt, zurückgekommen. Daraus schloss man, dass die Urteile in der Nähe vollstreckt wurden.

Mit dem Zusammentreffen der alten Freunde, fortan als Gruppe Helmut Meyer bezeichnet, fiel mir automatisch und ohne eigenes Zutun wieder eine gewisse Führungsrolle als Sprecher oder Leithammel zu. Das war wohl auf meine frühere Funktion im Jungvolk als Helmut's langjährigen Stellvertreter zurückzuführen. So lenkte ich, allerdings mehr unbewusst als gezielt, den Tagesablauf, die Gespräche und vor allem das gemeinsame Singen der alten bekannten Wander- oder Soldatenlieder. Letzteres wirkte sich besonders positiv auf die Stimmung in der Gruppe aus.

Joachim Saupe, genannt Supping, konnte kaum sitzen, denn er litt an einem etwa Hühnerrei großen Furunkel am Hintern. Auf der Suche nach Rat und Hilfe fiel uns ein, dass einer der älteren Leidensgenossen, die wir antrafen, Arzt war. Der begutachtete das dicke noch geschlossene Geschwür und empfahl zunächst eine Behandlung mit nasser Wärme, aber die stand ja nun überhaupt nicht zur Verfügung. Da sich der Furunkel auch bis zum nächsten Tag nicht öffnete, meinte der Arzt, dass er unbedingt aufgeschnitten werden müsste. Ein Messer oder sonstiges Schneidwerkzeug besaßen wir aber nicht, also wurde über andere Möglichkeiten beraten. Schließlich kam Kurt Oertel, der große Schwimmer, Nuppi genannt, auf den Gedanken, eine metallene Schuhspitze, die damals noch verwendet wurden, anzuschleifen und als Messer zu verwenden. Gesagt getan, wurde einer mit so einer Spitze fündig, löste die von seinem Schuh ab und sofort begann Nuppi mit der Schleiferei auf dem Zementboden und auf der Fensterbank. Schon bald konnte der Doktor sein neues Handwerkszeug begutachten und wollte die Operation auch sofort durchführen. Joachim musste sich auf den großen Tisch legen und vier Mann sollten ihn an Händen und Füßen fest halten. Stopf dir einen Strumpf in den Mund und beiß darauf, denn es wird schmerzhaft sein, wurde ihm geraten. Wir standen alle ringsherum und beobachteten gespannt, wie der Doktor die Eiterbeule mit der angeschliffenen Schuhspitze aufschnitt. Das war ein perfekter Kreuzschnitt bemerkte er trocken und versah die Wunde nach der Säuberung mit den Fetzen von einem alten Unterhemd. Joachim hat zwar jämmerlich laut gestöhnt, aber doch tapfer durchgehalten und es grenzte schon an ein Wunder, dass er schon nach wenigen Tagen wieder beschwerdefrei war.

Angesichts der langfristigen Strafzeit, die uns bevorstand, und schließlich wegen der völligen Ungewissheit über unsere Zukunft, beschäftigten wir uns mit Fluchtplänen. Es war bekannt, dass es zwei Inhaftierten im Dezember 1945 gelungen war, aus dem Gefängnis zu fliehen. Sie waren angeblich durch eine Dachluke geklettert und haben sich über das Dach des Nachbarhauses einen Weg in die Freiheit gesucht. Wenige Tage später sollen sie sich aus der amerikanischen Besatzungszone in Bayern gemeldet haben.

Den Gedanken an deren Erfolg griffen wir schnell auf und begannen damit, Einzelheiten zu planen. Der mögliche Weg war eigentlich schon vorgegeben. An der Empore befand sich ein schmales Fenster zum Hof dicht neben der hohen Mauer als Grenze zu den Nachbargrundstücken. Dahinter konnte man fast in gleicher Höhe das Dach des angrenzenden Kinos und die Dächer von Hinterhäusern zur Schlossstraße sehen. Die Firma Zimmermann hatte dort vermutlich Lager und Arbeitsräume, die man als Fluchtweg nutzen konnte. Das schmale Fenster war nur durch dünne Gitterstäbe gesichert, die sich mit einem Bettpfosten leicht auseinander biegen ließen. Also, raus käme man sicher leicht. Da war nur die Höhe und Entfernung zur Mauer zu überwinden. Das könnte man mit einer gebastelten Leiter aus den losen Bettgestellen sicher auch schaffen. Dann stand die Frage nach „wann“ an. Eigentlich kämen nur die Nachtstunden in Frage. Einer der Alten hatte uns erzählt, dass die Russen an Ostern ein feucht

fröhliches Fest feiern, an dem auch viel Wodka fließt. Man könnte also davon ausgehen, dass an diesen Tagen mit weniger oder gar keiner Wachsamkeit gerechnet werden könnte. Nun stand ja Ostern schon kurz bevor und so wurden schon Einzelheiten, insbesondere hinsichtlich der geplanten Leiter, diskutiert. Wie sollte es weitergehen, wenn uns die Flucht tatsächlich gelänge, war eine weitere Frage. Ich hatte den Vorschlag, dass wir uns dann sofort trennen und zu höchstens zweien oder dreien in Richtung Schleiz, Saalfeld und Grenze durchschlagen.

Aber erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Das hat sich ganz unerwartet wieder einmal bewiesen. Denn am 19. April 1946 wurden wir zusammen mit den Debschwitzern von mehreren Posten, die mit Maschinenpistolen bewaffnet waren, aufgerufen. Mit „Dawai, Dawai, alles packen – antreten!“ wurden wir angeschrien und zur Eile angetrieben. Auf dem vorderen Gefängnishof standen zwei offene Militärlastwagen, auf denen wir dicht gedrängt, immer auf den Beinen der dahinter Sitzenden, Platz nehmen mussten. Vier Posten standen an der hinteren Ladeklappe. Dann ging die Fahrt los. Noch einmal durch die Stadt, über die Leipziger Straße Richtung Autobahn. Ob die wenigen Passanten ahnten, was da für ein so schwer bewachter Transport unterwegs ist?

Es war ein herrlicher, milder Frühlingstag, an dem wir das erste Grün an Bäumen und Sträuchern nach dem tristen Weiß-Grau in den Zellen der letzten Monate förmlich in uns aufsaugten. Von der Tieschitzer Höhe, dort wo in den letzten Kriegstagen mal ein amerikanischer Bomber direkt neben der Fahrbahn niedergegangen war, warfen wir noch einmal einen Blick zurück auf Gera. Werden wir überhaupt noch einmal hierher zurückkehren, ist das ein Abschied für immer? Wohin wird die Fahrt gehen? Das waren die wehmütigen Fragen, die uns stark beschäftigten. In sehr rasanter Fahrt, bei der sich die beiden Fahrer anscheinend ein Rennen lieferten, ging es zunächst weiter Richtung Westen.

Als wir bei Weimar die Autobahn verließen, stand für uns fest, dass es jetzt nach Buchenwald geht. Doch weit gefehlt, die Fahrt endete mitten in der Stadt in einem von den Russen mit Girlanden und Toren eingezäunten Gebäudekomplex und dort direkt vor dem Gefängnis.

Zu unserer großen Überraschung wurden uns nach Aufruf alle persönlichen Dinge gegen Bestätigung zurückgegeben. So erhielt ich nicht nur meinen Koffer, sondern sogar meine Briefftasche mit Bildern und Papieren. Nur die goldene Taschenuhr meines Großvaters fehlte und im Portemonnaie das Geld. Nach keinen zehn Minuten waren wir die Dinge aber schon wieder los und wurden zu den Zellen geführt. Bedacht darauf, möglichst nicht getrennt zu werden, standen wir alle für längere Zeit in dem großen, offenen Zellengang in der dritten Etage und wurden in der für zwei Personen vorgesehenen Zelle 9 untergebracht. Die war aber schon mit sieben Mann belegt und nun waren wir dreiundzwanzig! Das Inventar bestand aus zwei Klappbetten, die aus Platzmangel nicht benutzt werden konnten und einem großen Kübel, der stand in der Mitte. Zunächst haben wir uns mit unseren neuen Zellengenossen bekannt gemacht. Die waren alle erst vor ein paar Tagen in Erfurt ebenfalls von einem Militärgericht verurteilt worden. Drei waren wegen Werwolfstätigkeit im Harz zu je 25 Jahren verurteilt. Ein alter Mann, von über sechzig, war Straßenbahnfahrer in Erfurt und hatte als solcher einen russischen Soldaten angefahren. Der war aber nach seinen Angaben total betrunken.

Die Platzeinteilung in der neuen Zelle war äußerst schwierig. Nicht jeder hatte ständig einen Sitz oder Hockplatz mit dem Rücken an der Wand. So wechselte man sich gegenseitig hin und wieder mal ab. Liegen war am Tag streng untersagt und nachts mussten wir uns, wie die Heringe auf die Seite legen, weil in Rückenlage nicht für alle Platz war. Das Umdrehen erfolgte jeweils auf Zuruf. Meist haben sich zwei oder drei Kameraden zusammen getan und Mäntel oder überzählige Kleidungsstücke als Mat-

ratze auf den Betonboten gelegt. Nicht jeder hatte eine Decke. Problematisch wurde es, wenn nachts mal einer auf den Kübel musste und noch schlimmer, wenn der schon voll war, denn zwischendurch ließen die Posten den nicht leeren.

In der Zelle herrschte ein ständiger Dämmerzustand, denn das einzige, nicht zu öffnende Fenster war mit Holz verblendet, so dass man nur einen ganz kleinen Spalt vom Himmel sehen konnte und an der Decke hing eine sehr dürftig leuchtende Glühlampe. Die stickige Luft, den Mief von 23 Menschen, hat man im Laufe der Zeit kaum noch wahrgenommen und schon nach wenigen Tagen tauchten die ersten Läuse und Flöhe auf.

Wenige Tage nach unserem Eintreffen wurden wir erstmals zum Baden geführt. In der großen Duschanlage mussten wir uns zunächst aller Kleidung entledigen und auf einen Bügel hängen, der zur Entlausung in eine Nebenkammer kam. Dann durften sich auf Kommando von einem Mithäftling jeweils vier Mann eine Dusche teilen und jeder bekam ein kleines Stück Tonseife. Die Duschen wurden nur einen kurzen Moment angestellt, dann erfolgte das Kommando "Einseifen". Dafür hatte man nur einen Moment Zeit, bis es noch einmal einen Schwall lauwarmes, dann kaltes Wasser gab. Handtücher oder so etwas hatte kaum einer und so mussten wir nackt warten, bis unsere Klammotten wieder aus der Entlausungskammer kamen. Die waren wenigstens noch warm. Während der Wartezeit wurden uns ebenfalls von zwei Mithäftlingen per Hand die Haare geschoren und so marschierten wir kahlköpfig, also mit Glatze, in unsere Zelle zurück und mussten bei allem Ernst der Lage über unser neues, ungewohntes Aussehen lauthals lachen. Horst Frießner, der kleinste und jüngste von uns, hatte sofort seinen neuen Spitznamen: „Maupa, der Affe“ weg.

Die Verpflegung war hier in Weimar zunächst besser. Es gab pro Person täglich ca. 500 Gramm Brot, Kaffee und zweimal einen halben Liter Wassersuppe. Eigenes Geschirr oder einen Blechnapf gab es nicht. Dafür stand jeweils für drei bis vier Mann eine Waschschüssel zur Verfügung und jeder hatte einen alten Blechlöffel. Also bildeten sich Essgemeinschaften, die untereinander die möglichst gerechte Aufteilung der Brot und Suppenrationen ausmachten. Die grob vorgeschnittenen Brote wurden auf etwa gleiche Teile aufgeteilt oder man entschied sich für eine täglich wechselnde Reihenfolge der Brotwahl. Bei der Suppe ging das Löffeln nach Absprache reihum, zunächst nur das ohnehin meist Dünne von oben. Jeder durfte erst mal drei Löffel, dann noch mal drei oder vier Löffel usw. nehmen, bis das wenige Dicke am Schüsselboden übrig blieb. Das wurde dann zusammen gekratzt und auf die Zahl der Beteiligten verteilt. Es konnte ja sein, dass zum Schluss noch etwas, vielleicht ein Fettauge, hängen blieb und das durfte dann reihum ausgeleckt werden. Gesäubert wurden die Schüsseln selten beim Kübeln. Argwöhnisch wurde stets darauf geachtet, dass sich bei der Aufteilung keiner einen Vorteil verschaffte. Daher wechselte das Kommando täglich von einem zum anderen.

Bei ernsthaften Erkrankungen konnte durch Vermittlung der Wachposten Rat und Hilfe von einem ebenfalls inhaftierten Arzt herangezogen werden. So war es auch bei Horst Zimmermann, der Blut spuckte und auch Blut im Stuhl hatte. Der Arzt zuckte allerdings nur mit den Schultern und konnte nicht helfen. Wir beschlossen daraufhin gemeinsam, ihm täglich etwas von unserer Brotration abzugeben, damit er sich erholen kann. Bei Joachim Walter stellte der Arzt Diptherie fest. Darauf wurde er in eine Einzelzelle verlegt.

Die Stimmung war in der überfüllten Zelle meist sehr gedrückt, aber auch schon mal gereizt. Es gab Zeiten, da wurde kaum ein Wort gewechselt, weil jeder vor sich hin starrte und in Gedanken bei seinen Lieben daheim war. Dem wirkte gerade der kranke Horst Zimmermann entgegen, indem er den Vorschlag machte, dass jeder reihum eine

erfundene Geschichte erzählen, den Inhalt eines Filmes oder Buches wiedergeben oder ein Gesellschaftsspiel veranstalten soll. Über die Wirkung oder den Erfolg sollte dann allgemein abgestimmt werden. Das wurde dann auch über eine gewisse Zeit mit viel Erfindungsreichtum umgesetzt. So kam einer auf die Idee, mit der Tonseife ein Schachbrett auf den Fußboden zu malen, und regte an, kleine Schachfiguren aus Brotteig zu formen. Damit war Interesse am Schachspiel erweckt und schon bald wurden regelrecht Turniere ausgetragen. Dieter Sakowski berichtete über sein Leben auf einem Rittergut und Horst Frießner informierte über die Arbeit in einer Bäckerei. Lebhaftes Interesse fanden meine Berichte über die Reisen und Fluchtversuche in den Westen. Die fanden aber auch Unverständnis darüber, warum ich nicht drüben geblieben sei und vor allem, warum ich die letzte Fluchtmöglichkeit bei der Fahrt von Meiningen nach Weimar nicht genutzt habe.

Kleine Kieselsteine, die beim ersten Spaziergang auf dem Gefängnishof aufgehoben wurden, fanden Verwendung für englischen Fußball, bei dem regelrechte Meisterschaften ausgetragen wurden. War die Stimmung mal ganz tief unten, stimmte schon mal einer ein altes Lied an. Ganz leise, damit die Posten das nicht hörten. Geschah das doch oder ertappten sie uns mit einem Blick durch den Spion bei Tätigkeiten, die ihnen missfielen, dann stürmten sie zu zweit zu uns herein und schlugen wahllos auf die Nächsten ein.

Die „Natschalniks“, das waren die Wachposten, stammten dem Aussehen nach überwiegend aus der Mongolei, also jenseits des Ural oder aus Sibirien. Für uns machten die meisten einen sehr stupiden Eindruck. Einfache Soldaten in schlampigen Uniformen, die nur ein paar Brocken deutsch sprachen oder verstanden. Wer seinerzeit im Gefängnis in Weimar war, wird sicher den Einen nicht vergessen. Das war der Wachposten mit der sonoren Stimme, der während dem Nachtdienst meist nur auf Wollsocken singend auf dem Gang hin und her schlenderte. Ein bäriger Mensch, immer ein Lächeln in den Augen und Hände wie ein Preisboxer. Er kam selbst mitten in der Nacht, wie es ihm gerade gefiel in die Zelle, um sich zu unterhalten. Warum nicht schlafen, erkundigte er sich und ob wir an Frau oder Mutter denken, wie er. Nur zehn Jahre Strafe, karascho, das ist gut, sehr gut. Erst ein paar Jahre in Sibirien dann zurück! Hörte oder vermutete er auf dem Gang einen anderem Posten oder Vorgesetzten passierte es, dass er unvermittelt in Flüche ausbrach und wahllos zuschlug.

Wolfgang Zeinert wurde von einem Tag auf den anderen schwermütig, bekam seinen bekannten Migräneanfall und stierte stundenlang vor sich hin. Plötzlich sprang er auf, schlug mit der Hand eine Fensterscheibe ein, schrie laut und trommelte mit den Fäusten an die Tür. Wir hatten ihn kaum etwas beruhigt, da kam der Posten um nachzusehen, was hier los ist und entdeckte, dass Wolfgang stark an der Hand blutete. Gleich darauf kam ein Offizier, der vermutete zunächst, dass wir untereinander Streit hatten, sah dann aber das kaputte Fenster. Mitten in dem Durcheinander stürzte sich Wolfgang auf die beiden mit dem Ruf, ich will hier raus, wurde aber sofort überwältigt und auf den Gang geschleift. Dann hörten wir Schreie und Schläge bis wieder Ruhe eintrat. Erst nach längerer Zeit wurde Wolfgang wieder zurückgebracht. Er trug einen Verband um das Handgelenk, blutete noch aus der Nase und hatte dick verquollene Augen. Nur Horst Zimmermann traute sich, ihn anzusprechen, aber er war völlig teilnahmslos. Schon am nächsten Tag wiederholte sich alles noch einmal. Wir wurden zum Spaziergang geführt, aber Wolfgang blieb krankgemeldet in der Zelle. Als wir zurückkamen, stellten wir fest, dass er sich den Verband abgerissen hatte und ganz stark blutete. Er war kaum ansprechbar, dennoch beschlossen wir, den Posten nicht erneut zu rufen, um zu vermeiden, dass er wieder geschlagen würde. Also haben wir den Verband erneuert und mit Lappen aus einem zerrissenen Hemd verstärkt.

Es dauerte einige Tage bis Wolfgang wieder normal wurde und da hat er uns davon berichtet, dass er schon früher in Verbindung mit Migräne Anfälle gehabt habe.

Am 30. Mai wurden wir erneut aufgerufen und mussten uns, alphabetisch nach Familiennamen sortiert, auf dem Zellengang aufstellen, um anschließend auf andere Zellen

verteilt zu werden. Jetzt lernten wir schon mal die Reihenfolge des russischen Alphabets kennen, nämlich: A, B, W, S usw. Dadurch wurde ich erstmals von meinen Freunden getrennt und kam in die Einmannzelle 2, in der eine noch größere Enge herrschte. Den Raum mussten wir mit 15 Personen teilen. Das war ein bunt durcheinander gewürfelter Haufen, meist Jugendliche aus Schleiz, Sonneberg und Gotha, die alle unter gleichen Umständen verhaftet und verurteilt waren. Ich bekam einen Sitz- oder Liegeplatz hinten links an der Wand zur Nachbarzelle. Zu der fand ich einen sicher erst kürzlich hergestellten kleinen Mauerdurchbruch am Fußboden, durch den man direkt Verbindung aufnehmen konnte. In dieser ebenfalls überbelegten Zelle befanden sich fünfzehn Frauen, zu denen schnell Kontakt aufgenommen wurde. Eine war hochschwanger und erwartete in den nächsten Tagen ihr Kind. Tagsüber mussten die Frauen Reinigungs- und Küchendienste versehen und hatten dadurch Gelegenheit, an Informationen zu kommen und diese weiter zu geben. So hörten wir, dass offensichtlich ein Transport vorbereitet würde. Der ginge sicher nach Sibirien, weil an verschiedene Häftlinge alte Wehrmatsklamotten verteilt wurden. Die Unterhaltung durch das Mauerloch konnte nur mit größter Vorsicht geführt werden, damit dieses nicht von den Posten entdeckt wurde. Also setzten sich immer zwei Mann so davor, dass die Ecke nicht vom Spion aus eingesehen werden konnte. Die Frauen schoben uns durch das kleine Loch schon mal Brotstücke durch und versorgten uns mit Papier, Bleistiftminen und sogar mit einem kleinen Messer. Ich hatte dann auch Kontakt zu einer Frau, die ebenfalls aus Gera stammte und deren Mann nur einige Zellen weiter untergebracht war. Sie waren nach früherer Flucht nur mal kurz aus dem Westen nach Gera zurückgekehrt, um Kleidungsstücke und Hausrat abzuholen. Ihr Haus war aber inzwischen von fremden Leuten besetzt worden und die haben beide bei den Russen als Spione für die Amerikaner angeschwärzt, weil sie dort angeblich als Dolmetscherin gearbeitet habe. Dabei hätte sie denen lediglich erzählt, dass sie irgendwelche Anträge wegen ihrer Sprachkenntnisse ins Englische übersetzen würde.

Große Spannung herrschte in der Zelle, als wir mitbekamen, dass die Geburt des Kindes bevorstand, weil die Wehen eingesetzt haben. Während wir die Schmerzensschreie der Frau hörten, war es bei uns mucksmäuschenstill. Nur die anderen Frauen standen als Hilfe zur Verfügung und die Geburt zog sich über längere Zeit dahin. Aber alles ging gut und als wir den ersten Schrei des Kindes hörten, brach Jubel auch bei uns aus. Die Frau wurde dann doch in eine Einzelzelle verlegt und erhielt dort angeblich die notwendige Versorgung. Später hörten wir, dass das Kind nach einiger Zeit dem Vater übergeben wurde, sie aber zu zehn Jahren verurteilt, nach Torgau kam.

Am 6. Juni 1946 wurden wir morgens sehr früh mit dem Ruf geweckt: „Dawai, Dawai, alle Sachen mitnehmen!“ Also stand vermutlich doch der angekündigte Transport bevor. In einer großen Zelle wurden wir nacheinander gründlich gefilzt, mehrmals namentlich aufgerufen und gezählt. Dann hieß es auf dem Hof „Antreten!“ und es wurde eine Marschkolonne von jeweils zwölf Mann, eingehakt nebeneinander, gebildet. Geschätzt waren wir etwa fünfhundert Mann, darunter ein Block von ca. sechzig Frauen. An diesem herrlichen ersten warmen Sommertag mussten wir, von zahlreichen bewaffneten Posten, teils mit scharfen Hunden, bewacht zum Güterbahnhof in Weimar marschieren. Vorweg ein Offizier mit einigen Soldaten, die Passanten von der Straße jagten. Im Güterbahnhof stand auf einem Nebengleis ein zum Gefangenentransportzug umgestalteter Güterzug. Etwa einhundert Meter daneben ein gleicher voll besetzter Zug, in dem sich ebenfalls Gefangene befanden. Von Bahnarbeitern, die mit Rangierarbeiten beschäftigt waren, hörten wir, dass es sich dabei um russische Soldaten der ehemaligen Wlassow Armee handelte, die früher auf Seiten der Deutschen Wehrmacht gekämpft hatten und vor den anrückenden Russen in Richtung Westen ausgewichen waren. Die Amerikaner sollen sie gefangen genommen und der Sowjet Armee ausgeliefert haben. Auf die Frage, wohin unser Zug geht, wurde uns zugeflüstert: „Nach Frankfurt/ Oder!“

Wir standen oder hockten eine gefühlte Ewigkeit in der ungewohnten prallen Sonne, bis wir zum Einsteigen in den „Sibirien Express“ aufgefordert wurden. Dazu mussten wir Gruppen von fünfzig bis sechzig Mann bilden. Jeder Gruppe wurden vier bis fünf gefangene russische Soldaten zugeteilt, die zuerst einsteigen und damit die besten Plätze belegen durften. Das war die Ecke, in der sich auch der einzige Lüftungsschlitz befand. In einem Teil des Waggons waren zweistöckige Pritschen eingebaut und in der Mitte stand ein eiserner Kanonenofen mit Rauchabzug durch das Dach. Die Russen machten es sich bequem und wir kauerten uns dicht gedrängt auf dem Boden. Die Dächer der Wagen waren frisch geteert und so entwickelte sich durch die Sonneneinstrahlung und den Mief von sechzig ungewaschenen Menschen bei geschlossenen Türen eine unerträglich stickige Luft. Dadurch quälte uns schon bald weniger der Hunger, als der Durst. Ob unsere lauten Rufe dazu beigetragen haben, weiß ich nicht mehr, aber plötzlich wurden nach langer Zeit die schweren Türen aufgerissen und es gab Verpflegung. Die bestand aus einigen ungeteilten Broten und einem sehr großen abgekochten Stück Fleisch, bei dem es sich anscheinend um ein Rippenstück mit viel Knochen handelte. Das haben natürlich die Russen für sich beansprucht, während die Brotverteilung unter die Regie von drei Kameraden aus Gotha fiel, die sich gleich und für die Zukunft als Wortführer hervortaten.

Endlich setzte sich der Zug gegen Mittag in Bewegung, um schon nach wenigen Kilometern einen Zwischenstopp einzulegen. Die Strecke war ja nur eingleisig zu befahren, da die Russen einen Teil der Schienen als Reparationsleistung einkassiert hatten. Also gab es immer wieder einmal einen längeren Halt, um den Gegenzug vorbei zu lassen. So auch besonders lange kurz hinter Jena. Da machten es sich sogar die Posten auf der Böschung bequem und faulenzten im Gras. Einer spielte auf seiner Harmonika und übte unablässig das immer wieder gern gehöre „Kalinka“. Nachdem auch die Russen lautstark über Durst geklagt hatten, wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Draußen standen zwei Posten mit einer Milchkanne voll Wasser, das sie wohl an der Lokomotive gezapft hatten. Eine Kelle hatten sie nicht und es gab auch keinen Behälter zum Trinken. Zunächst versuchten sie das Wasser mit bloßen Händen in das Wagoninnere zu schaufeln, dann reichte einer von uns seinen alten Filzhut hinaus. Aus dem sollte, trotz Warnung eines Alten, wegen Infektionsgefahr getrunken werden. Ich schloss mich dieser Warnung an und wollte lieber Durst leiden, als von möglicherweise verseuchtem Wasser zu trinken.

Kaum hatte der Zug in Weimar Fahrt aufgenommen, wurde schon heftig darüber diskutiert, ob und wie man flüchten könnte. Dass müsste auf alle Fälle noch vor der vermutlichen Grenze zu Polen geschehen. Für das „Wie“ gab es nur eine Lösung, nämlich Bodenbretter lösen und sich durch das Loch auf die Schienen fallen lassen. Da traten die drei Gothaer in Aktion, die schon vorher erzählt hatten, dass sie nach ihrer früheren Ausbildung in der Waffen SS zum Einzelkämpfer, Werwolf Tätigkeiten im Harz gegen die Amerikaner ausgeführt haben. Einer davon zauberte tatsächlich ein Messer hervor, das er zwischen der Schuhsohle versteckt hatte. Damit begannen die Drei dann auch sofort, im Wechsel eine Bohle im Fußboden durchzutrennen.

Am späten Abend trafen wir in Gera ein. Der Zug hielt auf einem Abstellgleis im Güterbahnhof an der Leipziger Straße. Durch einen schmalen Schlitz konnten wir den Verkehr dort beobachten. Nur wenige hundert Meter Luftlinie trennten uns von der Goebenstraße und der Kaserne, also unserer Heimat und Joachim Walter, der sich auch in unserem Waggon befand, hatte Sicht auf das Haus seiner Eltern. Die drei Gothaer meldeten inzwischen den ersten Erfolg. Eine Bohle war schon durchtrennt. Da hörten wir, zunächst von Fern, aber immer näher kommend, laute Klopfgeräusche. Die wurden von Posten verursacht, die mit langstieligen Hämmern die Wagen von unten und an der Seite nach losen Stellen abklopften. Dann kam unser Wagen dran. Einer stellte sich auf den offenen Spalt, sagte aber sofort, jetzt haben sie uns und sofort ertönten draußen Signaltöne. Die Tür wurde aufgerissen und draußen standen mehrere

Posten mit Kalaschnikows im Anschlag. Fluchen und Schimpfen: Alles raus! Dawai, Dawai - Antreten. Also mussten wir alle raus, auch die Russen. Draußen sahen wir die Holzspäne, die unter dem Wagon lagen. Die hatten unser Vorhaben verraten. Zunächst wurden wir wieder einzeln gefilzt und dann befragt, wer da gearbeitet habe. Sofort meldeten sich die drei Gothaer Kumpel, die von mehreren Posten zusammengeschlagen wurden, dann hat man uns alle, einschließlich der Russen mit Schlägen und Tritten in den Waggon zurückgetrieben. Zuvor hatten wir noch entdeckt, dass sich am letzten Waggon, in dem die Wachmannschaft untergebracht war, ein über das ganze Gleis ragender eiserner Rechen befand, durch den offensichtlich ein Fluchtversuch, wie von uns geplant, verhindert werden sollte.

Irgendwann wurden wir aus dem Halbschlaf gerissen, denn die Fahrt wurde fortgesetzt und so erreichten wir am folgenden Tag zunächst Zeitz, am Abend dann Leipzig, wo der Zug über Nacht auf dem recht belebten Güterbahnhof stand. Bahnarbeiter bekamen die Belegung des Zuges mit und flüsterten uns zu, dass es nach Torgau geht. Einige wussten, dass es dort ein Straflager der ehemaligen Wehrmacht gab.

Am Vormittag des 9. Juni 1946 erreichte der Zug nach drei Tagen Irrfahrt durch halb Mitteldeutschland Torgau und wurde dort auf einem Nebengleis abgestellt. Wieder hieß es: „Dawai, Dawai, alle Sachen, antreten!“ Wir mussten uns, wie gehabt im Block von einhundertzwanzig Mann, je zwölf nebeneinander aufstellen und wurden streng bewacht und von lauten Flüchen der Posten zur schnellen Gangart angetrieben, über Feldwege zum Fort Zinna, dem Straflager Torgau getrieben. Dann lag die frühere Festung vor uns. Ein riesiger, mit hellem Sandstein verblendeter Kreuzbau, der wohl erst vor einigen Jahren errichtet worden war, war der Mittelpunkt der großflächigen Anlage hinter einem hohen mit Stacheldraht versehenen Wall. Dahinter die Kasematten, einstöckige Altbauten aus Bruchsteinen mit Gemeinschaftszellen und verschiedene Nebengebäude. Alles wurde von mehreren postenbesetzten Wachtürmen gesichert. Wir wurden zunächst in einem von Stacheldraht umgebenen Vorhof zusammengepfercht, auf dem nur ein kleines Steinhaus stand und waren hier den ganzen Tag der gleißenden Sonne und brütenden Hitze ausgesetzt. Kein Wunder, dass der eine oder andere bald schlapp machte.

Die wenigen strafgefangenen Russen verhielten sich schon während der Fahrt aufsässig und feindlich gegen uns und traktierten besonders die Älteren mit Forderungen, auch durch Schläge und Tritte zur Hergabe von Kleidungsstücken, insbesondere Ringe, Schuhen und Pullovern. Später erkannten wir, dass sie damit sogar florierenden Tauschhandel mit den Posten trieben. Daher ging die Befürchtung um, mit den Russen in eine gemeinsame Zelle eingeteilt zu werden.

Im Laufe des Tages gelang es Mitgliedern eines Arbeitskommandos, kurzfristig in unsere Nähe zu kommen und auf Zuruf Informationen mit uns auszutauschen. So erfuhren wir, dass in dem großen Kreuzbau nur Verurteilte, also Strafgefangene untergebracht waren. Die Internierten, das waren von den Russen festgenommene ehemalige Funktionäre oder auch nur Mitläufer der Partei oder des Staates, die ohne Strafvollzug für unbestimmte Zeit festgenommen und isoliert wurden. Dadurch erfuhren wir erstmals, dass es zwei unterschiedliche Kategorien von Gefangenen gab. Das äußerte sich auch darin, dass zunächst nur Internierte für Arbeitskommandos oder irgendwelche Tätigkeiten herangezogen wurden. Daneben gab es aber auch eine ganz kleine Gruppe von Kriminellen, die nicht aus politischen Gründen, sondern wegen anderen strafbaren Handlungen eingesperrt waren. Aber die gaben sich, aus nachvollziehbaren Gründen, nur selten einmal zu erkennen.

Von den Männern des Arbeitskommandos hörten wir auch, dass insbesondere russische Gefangene, die in den Kasematten unter unmenschlichen Bedingungen untergebracht seien, ständig abtransportiert würden. Und sie fügten hinzu, dass wir sicher auch bald dran kämen. Schon bei diesen ersten Gesprächen zeichnete sich eine erste Diskrepanz zwischen den beiden unterschiedlichen Gefangenengruppierungen in der

Behandlung, wie auch bei gelegentlichen Kontakten, ab.

Nach mehrmaligem Zählen wurden wir endlich gegen Abend, jetzt ohne namentlichen Aufruf, auf die Zellen verteilt. Dadurch gelang es mir zumindest mit einigen meiner Geraer Freunde zusammenzubleiben. Ich kam mit dreißig Mann in die Zelle 433 im vierten Stock des Kreuzbaues. Die war, ursprünglich für zwei Personen vorgesehen, doch recht geräumig und hatte auch noch keine Blenden an den Fenstern. Den Raum füllten acht doppelstöckige nebeneinander stehende Holzpritschen weitgehend aus. Während die Alten eigene Liegeplätze auf dem Betonboden beanspruchten, mussten wir Jungen uns jeweils zwei Plätze in einem Bett teilen. Ich kam zusammen mit Gün-ter Taubert in die obere Etage und hatte sogar einen Fensterplatz mit Blick in Richtung Elbe zu der Brücke bei Dönitz, an der sich kurz vor Ende des Krieges Russen und Amerikaner erstmals trafen. Die Bettgestelle hatten allerdings weder Strohsäcke noch Matratzen, sondern nur einige eingelegte Bretter. Unser neues Zimmer war sogar für uns komfortabel, mit einem WC und fließendem Wasser in einem kleinen separaten Raum ausgestattet.

Die Verpflegung bestand zunächst aus 500 g Kastenbrot oder auch zeitweilig 180 g Schiffszwieback aus alten Wehrmachtsbeständen, 15 g Zucker und zweimal je einen halben Liter Wassersuppe.

Die gerechte Verteilung der zugeteilten Lebensmittel war auch hier, wie zuvor in Wei-mar und später während der restlichen Haftzeit ein besonderes Problem und führte nicht selten zu Missgunst, Streit und Übervorteilung. In der Regel wurden „Brotgemeinschaften“ und zum Teil in unterschiedlicher Zusammensetzung „Suppengemeinschaften“ gebildet, die dann die Art der Aufteilung unter sich verabre-deten.

Das Brot wurde meist, von Kalfaktoren grob vorgeteilt, in ganzen Laiben gebracht und war dann für 4 bis 6 Mann bestimmt. Da die markierten Schnittstellen sehr unter-schiedlich ausfielen, war man stets darauf bedacht, die Aufteilung innerhalb einer Brotgemeinschaft mit Hilfe verschiedener Methoden möglichst gerecht so vorzuneh-men, dass keiner benachteiligt wurde.

Da wurden ganz geschickt Brotwaagen gebaut oder die Aufteilung zunächst nach Be-sichtigung und Gutdünken von allen Beteiligten vorgenommen. War das geschehen und das Brot in die entsprechende Anzahl der Stücke aufgeteilt, ging es in täglich wechselnder Reihenfolge an die Brotwahl. So hatte jeder die Möglichkeit, sich das vermeintlich beste Stück (Kante oder Mittelstück) auszusuchen.

Schwieriger war die Verteilung der meist sehr dünnen Suppen oder des Kaffees. Hier in Torgau gab es über längere Zeit nur meist rostige Waschsüsseln, in die die Suppe von den Kalfaktoren gekellt wurde. Es gab auch zunächst keine Löffel. Schon bei der Bildung einer Suppengemeinschaft gab es Probleme. Die Jungen, möglichst zusam-men an einer Schüssel, denn die Alten hatten ja schon wochenalte Bärte, die dann beim Trinken in die Schüssel hingen und, abgesehen von bestehenden Unsauberkeiten, auch noch das wenige Fett aufsaugten. Innerhalb einer solchen Suppengemeinschaft wurde dann auch wieder ausgemacht, ob und wie viel Schluck zunächst jeder nehmen sollte. Also, zunächst jeder 3 Schluck (alle achteten darauf, das sich der Adamsapfel als Schlucksignal auch nur dreimal bewegte) - dann noch mal je 3 Schluck usw., bis sich am Schüsselboden ein kleiner Rest an Graupen, Kartoffeln oder Rüben abgesetzt hatte, den man mit den Fingern in gleiche Häufchen teilen konnte. Dieser Rest wurde dann wieder in geregelter Reihenfolge verteilt und täglich hatte ein anderer den Vor-teil, die Schüssel auszulecken. Da waren ja auch noch ein paar Fettsuren drin.

Von dem Einen oder Anderen wurde das Essen an sich regelrecht zelebriert. Da wurde vor und nach dem Essen ernsthaft gebetet oder still abgewandelt: „Komm Herr Jesu, sei mein Gast, hier an diesem Tische und gibst dass ich zumindest heut, ein großes

Stück erwische“!

Mancher zerbröselte sein Brot in kleine Stücke, um möglichst langsam zu essen und als Letzter fertig zu werden. Das erweckte den Eindruck, dass man ein besonders großes Stück erwischt hatte.

Erich Plontke, Bäcker aus Oranienburg der seinen Namen bei jeder Gelegenheit gern mit: „Pe-El-Oh-En-Te -Ka - Eh buchstabierte, entwickelte seinerzeit eine besondere Verdauungstechnik, durch die die Verwertung des eingenommenen Essens optimiert werden sollte. Wiederkäuer sollte man werden, wie das Rindvieh. Nur so sei eine hundertprozentige Verdauung und Auswertung aller Vitamine möglich. Also nach dem Essen hinlegen, den Magen rollen und bewegen, bis sich der Mageninhalt durch die Speiseröhre wieder in den Mund ergießt. Dann alles nochmals mindestens fünfunddreißigmal durchkauen und langsam runterschlucken. Die ganze Prozedur sollte mindestens eine halbe Stunde, möglichst länger dauern!

Wenn die Not am Größten, ist dem Erfindungsgeist keine Grenze gesetzt. Das hat sich einmal mehr bewahrheitet.

Im Abstand von jeweils zehn Tagen wurden wir, Zelle für Zelle, zum Baden und Entlausen der Kleidung in die Waschräume im Keller geführt. Geduscht wurde auf Kommando, jeweils zu dritt oder viert, während die Klamotten auf Bügel gehängt für einige Minuten in die heiße Kammer wanderten. Genutzt hat das weder gegen die Läuse noch gegen die Flöhe, die ja in der Zelle blieben. Auch hier wurde alles von inhaftierten Kalfaktoren geregelt, die sich wohlweislich meistens an das allgemeine Sprechverbot der Posten hielten.

Aus Absatzseisen oder Metallschuhspitzen, die noch an manchen Schuhen waren, wurden Schneidwerkzeuge geschliffen. Ebenso Holzmesser und später sogar Löffel aus den Bettbrettern. Näh- und Stricknadeln aus Kupferkabel produziert. Woher? Beim Baden und Entlausen hatte einer ein Stück Kabel aus der Wand gerissen.

Die drei Gothaer, die schon beim Transport als besonders kreativ aufgefallen waren, hatten ihre Schnitzleidenschaft und Bastelfreudigkeit nicht aufgegeben und waren bald eifrig am Werkeln. Schon nachdem wir wenige Tage in der neuen Zelle waren, hingen ein paar Flugzeugmodelle an der Decke und Schiffe gab es auch. Ein Posten sah das auch bald und strahlte: „karascho, karascho -- ich auch eins“! Die Folge: Große Filzung durch einen Offizier mit Mannschaften. Wer war das? -- Die Drei haben sich sofort gemeldet und dann gab es Schläge für uns alle - nicht zu knapp!

Gewaltige Explosionen zeugten fast täglich von der Vernichtung alter Munitionsbestände, ganz in der Nähe. Die gefangenen Russen - angeblich meist Angehörige der ehemaligen Wlassow-Armee, die in den alten Kasematten untergebracht waren, riefen dazu aus den vergitterten aber unverglasten Zellen: „Es gibt Krieg, es ist Krieg, die Amerikaner kommen und holen uns hier heraus“! Als Reaktion der Wachmannschaften gab es darauf deutlich vernehmbar: Flüche, Schläge, Schläge und Schreie!

Alle 3 bis 4 Wochen konnten wir von unserem Fenster aus beobachten, wie die russischen Gefangenen offensichtlich für Transporte zusammengestellt wurden. Ob auch Deutsche dabei waren, konnten wir nicht erkennen, das war aber nach der Aufstellung unterschiedlicher Gruppen doch anzunehmen. Aus gelegentlichen Gesprächen mit russischen Gefangenen war uns bekannt, dass die Strafen für geringste Vergehen von Soldaten sehr drastisch waren. Dementsprechend war auch die Behandlung durch die Wachposten.

Die medizinische Betreuung war absolut unzureichend. Die umgehende, sehr ansteckende und fürchterlich juckende Krätze, die uns bald alle fast am ganzen Körper plagte, wurde gelegentlich von internierten deutschen Ärzten mit grüner oder brauner Tinktur erfolglos behandelt. Ein Dr. Lorenz hat sich dabei besonders uns Strafgefangenen gegenüber sehr negativ verhalten, wobei allerdings berücksichtigt werden muss, unter welchem Druck er seitens der Wachmannschaften stand. Mehr, aber sehr

schmerzhaften Erfolg hatten wir mit bloßem Chlorkalk, den wir beim Gang zum Baden und Entlausen in einer Kiste im Keller ausgemacht hatten und uns angefeuchtet auf die betroffenen Hautstellen schmierten.

Ein junger bulgaren-deutscher Mithäftling, der auch gut russisch sprach, betätigte sich gelegentlich auch als Dolmetscher, Wahrsager und Handleser, in dem er gegen eine kleine Brotration anderen aus der Hand las. Der Verdacht, dass er sich den Russen auch als Spitzel verdingte, ließ sich nie ausräumen.

Ab 1. Oktober 1946 wurde die Verpflegung auf die Hälfte reduziert und damit begann eine schlimme Hungerperiode. Die Sterbefälle nahmen ständig zu. Das konnten wir am Abtransport der Toten in den späten Abendstunden und im Morgengrauen von unserem Zellenfenster aus beobachten.

Im Oktober 1946 sollen sich etwa 4000 Gefangene in der Festung Torgau befunden haben.

Am 23. November 1946 wurde plötzlich ein Transport zusammengestellt und ging nach unseren Beobachtungen am 25. November ab. Nach Berichten von Mitgliedern eines Arbeitskommandos, die wir beim Baden im Keller trafen, sollte der Transport angeblich nach Bautzen gehen und ein weiterer in den nächsten Tagen folgen.

Das geschah dann auch tatsächlich am 27. November, da wurde auch ich aufgerufen und mit anderen Kameraden in eine große Sammelzelle verlegt. Wir wurden zunächst wieder einmal gebadet und entlaust und bekamen zu unserer Verwunderung teilweise alte Wehrmachts-Winterbekleidung. Also lag die Vermutung nahe, dass es jetzt zur weiteren Strafverbüßung und Arbeitseinsatz nach Russland geht, zumal auch wieder russische Gefangene mit in der Sammelzelle waren.

Nach stundenlangem Warten, Zählen und Aufrufen, wurden wir am 30. November 1946 erneut verladen. Es war ein nasskalter Tag und wir mussten wieder, 12 Mann in einer Reihe, eingehakt losmarschieren. Diesmal führte uns der Weg durch Torgau. Wir sahen einige Frauen und Kinder am Weg, die weinten und manche trauten sich zaghaft zu winken. Die schwer bewaffneten Wachposten fluchten laut und jagten alle Passanten von der Straße.

Dann wurden wir wieder in Güterwagen eingepfercht. Jeweils 50 Mann in einem Waggon. Diesmal waren die Wagen mit Holzpritschen ausgestattet und in einer Ecke stand ein kleiner Kanonenofen. Schmutz und breitgetretener Kot verursachten einen bestialischen Gestank. Auf den Pritschen fanden nur die Ersten ein wenig Platz, alle anderen mussten sich auf den Boden hocken und so warteten wir auf die kommenden Ereignisse.

Geht die Fahrt nun in dieser unwirtlichen Umgebung bis nach Russland? Die Ungewissheit wirkte auf uns alle sehr bedrückend und wir dösten fast alle schweigend in Gedanken versunken vor uns hin. Fluchtgedanken? Nein, nur die Frage, wohin und wie es weiter gehen wird.

Endlich setzte sich der Zug gegen Abend in Bewegung. Wir rückten alle nach Möglichkeit dicht zusammen um uns gegenseitig vor der Kälte ein wenig zu schützen. Unser Waggon hatte anscheinend uralte Achsen oder Räder. Er klapperte und ratterte an allen Ecken und Enden, so dass an Schlaf nicht zu denken war. Vielleicht passiert ein Unfall, Achsenbruch oder sonst ein Defekt am Waggon und wir hätten dabei Gelegenheit zur Flucht!

Am nächsten Morgen erkannten wir durch die schmalen Schlitze in den seitlichen Bretten des Wagens die Bahnhofsbezeichnung Bautzen. Einige Alte kannten die schöne Wendenstadt aus früherer Zeit. Hier sollte es ein ganz berüchtigtes Zuchthaus geben. Das „Gelbe Elend“ - kommen wir dort hin?

Tatsächlich! Wieder ausladen, antreten, zählen und warten, warten, warten und das bei strömenden Schnee-Regen. Wir waren etwa 600 Gefangene, davon ca. 100 Frauen.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Voraus eine Postenkette, die die Straße von Passanten räumte, dann wir. Je 12 Mann nebeneinander, eingehakt, wie gehabt! Ringsherum alle 5 bis 10 Meter ein Posten mit Kalaschnikow und Hund. So schleppen wir uns, jeder mit seinem Bündel an Klamotten auf dem Rücken, knapp eine Stunde durch die Stadt. An manchen Fenstern sahen wir Menschen, die uns heimlich winkten und erste Adventsbilder. Ach, ja - Weihnachten stand vor der Tür. Große Transparente warben für die FDJ - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Da standen wir nun, es war der 1. Advent 1946, zitternd vor Kälte und Nässe und warteten auf Einlass in diesen riesigen Gebäudekomplex. Die hohen Außenmauern und der Bau, alles in gelben Backstein. Das Haupthaus, wieder ein Kreuzbau, machte schon von außen mit den Blechblenden vor den Fenstern einen beängstigenden Eindruck. Links neben der hohen Mauer sahen wir ein Barackenlager. Dort waren, wie wir später erfuhren, die Internierten untergebracht.

Es gab noch einen Frauenbau, das Lazarett, Küche, Bäckerei und Heizung sowie eine Werkstätte. In weiteren Baracken waren angeblich zunächst auch noch Internierte, später TBC Kranke als Abgangstation untergebracht.

Wir kamen zunächst in den großen Saalflügel. Dort waren die früheren Arbeitsräume als Gemeinschaftszellen mit doppelstöckigen Pritschen ausgestattet. Mit der Zeit hatten wir herausgefunden, dass das Aufrufen und Sortieren der Namen nach dem russischen Alphabet erfolgte.

Also : A - B W usw. Und zum Zählen wurden Rechenmaschinen verwandt, wie wir sie im ersten Schuljahr benutzt hatten. Also diese Rahmen, mit aufgereihten Kugeln, die man wohl aus dem griechischen Abakus herleiten konnte.

Es wurde wieder aufgerufen, gezählt, gefilzt, geduscht und entlaust. Und dann gab es eine erste Untersuchung nach dem Ernährungszustand durch russische Ärztinnen und Sanitäter in Gruppe 0 bis 3. Nach diesem Durchgang erfolgte die Verlegung in den eigentlichen Zellentrakt, wobei wir Geraer voneinander getrennt wurden.

Ich kam in die Doppelzelle 12/13 im 3. Stock, die ursprünglich für 2 Gefangene eingerichtet, nunmehr Platz für 12 Personen bieten musste. Die Mehrzahl meiner neuen Leidensgenossen stammte aus Mecklenburg - Vorpommern - Schwerin - Güstrow - Torgelow und sprach dementsprechendes, für mich kaum zu verstehendes Plattdeutsch. Reinhold Beckmann, ein Junge meines Alters, angeblicher Werwolf, wie ich nach § 58,8-9-11 zu zehn Jahren verurteilt, übersetzte mir in den ersten Tagen die Unterhaltungen der „Alten“. In der Nachbarzelle, die nur durch eine verriegelte Holztür getrennt war, entdeckte ich durch Zuruf unerwartet meinen Schulfreund Horst Heinicke aus der Bauvereinstraße und konnte mich mit ihm ganz gut verständigen. Er litt unter Husten, Schwäche und hatte Todesängste. Als einer der Besten in unserer Schulklasse war er schon seit längerer Zeit kränklich und litt im letzten Schuljahr an Gelbsucht. Er hatte ganz liebe schon recht alte Eltern und eine sehr hübsche ältere Schwester, die zunächst beim Arbeitsdienst und nach Kriegsende verschollen war. Bevor er wegen hohem Fieber ins Lazarett kam, bat er mich, seine Eltern zu benachrichtigen, wenn ich mal entlassen würde. Wie ich erfahren musste, ist er dann am 13. Februar 1947 gestorben.

Wenn man sich auf den einzigen Schemel in der Zelle stellte, konnte man durch den schmalen Spalt über der Blechblende die alte Stadtmauer von Bautzen und einige alte Häuser und Kirchen sehen. Das Glockengeläut drang bis zu uns herüber. Dann wurde das Fenster trotz eindringender Kälte gekippt, alle schwiegen und es wurde still gebetet.

Joachim Saube, Hans Peter Hagen und Horst Friebner aus unserer Werwolfgruppe lagen in Zellen auf dem gleichen Gang im 3. Stock und wir hatten beim Kübeln

(Entleerung der Toiletteneimer) hin und wieder Gelegenheit, Nachrichten und Neuigkeiten auszutauschen. Horst Frießner und „HPH“ klagten darüber, dass auf deren Zelleseite die Heizung ausgefallen sei und sich Eis an den Wänden bilden würde. Der später als berüchtigt bekannte Oberkalvaktor genannt „Suppenkarl“, der mit der Essenverteilung beauftragt war, trieb sein Unwesen und hatte sehr guten Kontakt zu den Wachmannschaften, die er nicht nur mit Informationen über einzelne Mithäftlinge und deren vermeintlichen Besitz an interessanten Kleidungsstücken oder noch vorhandenen Wertgegenständen versorgte.

Jeder hatte nun seinen Essnapf für den Empfang der täglichen Suppe oder des Kaffees, der aus gebrannten Rüben und gebrannter Gerste hergestellt war. Und man hatte inzwischen auch einen Löffel, meist einen russischen Holzlöffel. Die Aufteilung der täglichen Brotration erfolgte, wie schon geübt, um Missgunst und Hungerneid zu vermeiden, möglichst gerecht und nach ganz unterschiedlichen Zeremonien. Aus Bettbrettern hatte man sich bald mit Hilfe einer organisierten Glasscherbe ein Brotmesser geschnitten und aus irgend einem Stück Stoff ein Brottuch gestickt. Selbst angefertigte Nadeln waren ein begehrtes Tauschobjekt, wie ebenso bunte Fäden, die man sich aus Hemden und anderen Stoffen zog.

Die einen verzehrten die tägliche Brotration hungrig sofort nach Empfang, die anderen teilten sich die Ration auf 2 - 3 Stücke, um auch am Abend noch etwas zum Essen zu haben. Das wiederum verleitete leicht zum verpönten Kameradendiebstahl, denn mancher musste feststellen, dass sein Brottuch plötzlich leer war. Dann machte sich Misstrauen und Verdächtigung breit.

Wie bei jeder Umgruppierung oder Verlegung in andere Zellen, gab es zunächst viel Gesprächsstoff. Wo kommst Du her? Warum sitzt Du? Kennst Du? Was bist Du von Beruf? Da waren natürlich diejenigen gefragt, die über Einzelheiten bei der Zubereitung von Speisen berichten konnten. Also Landwirte, Köche, Fleischer und besonders Bäcker.

Dazu noch die Koch- und Backrezepte verschiedener Regionen. Bei uns heißt es: Klöße, nein, in Sumburg (Sonneberg) Knölle oder in Meninge (Meiningen) Hütes. Da gab es Zamet un Ardschieber und Hölberle oder eine Fettbemme. Wie wird ein Sauerteig angesetzt und wo gibt es die besten Stollen? Nahezu unerschöpfliche Themen, die aber das Hungergefühl nicht stillen konnten - im Gegenteil.

Weihnachten 1946 kam näher. In Bautzen hatte es geschneit. Ein herrliches Bild, durch den schmalen Schlitz über der Blende einen Blick auf das vorweihnachtliche Bautzen zu erhaschen tat schon sehr weh und dabei auch noch die Glocken läuten hören. Heimweh - Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern. Wie mag es dort draußen weitergehen?

Weihnachtsstollen und Plätzchen, daran denken und Hunger leiden. Und nicht wissen, wie es weiter geht. Untätig in der Zelle sitzen, das ist schlimm. Die nach Russland kommen, werden warm eingekleidet, können arbeiten und werden sicher besser gepflegt, denn die Russen brauchen doch deren Arbeitskraft! So gehen einem die Gedanken durch den Kopf. Wann geht der nächste Transport?

Vom Zellenfenster haben wir auch einen Blick auf den Eingangsbereich und können beobachten, wann Zugänge kommen und wann ein Transport abgeht. Diese Beobachtungen gehen natürlich sofort in die Gerüchte um das Tagesgeschehen und die Zukunftsaussichten ein und werden auf allen möglichen Wegen weitergegeben.

Heiligabend versuchten wir, weihnachtliche Stimmung aufkommen zu lassen. Von besonderen Sitten und Gebräuchen um die Weihnachtszeit wurde erzählt und die besten Stollenrezepte ausgetauscht. Der Zellenälteste, ein 63 jähriger Zimmermann aus

der Mark Brandenburg, berichtete von seinen Erlebnissen in russischer Kriegsgefangenschaft, die er im ersten Weltkrieg hatte.

Auch Weihnachtslieder wurden angestimmt, ganz leise, mehr gesummt, damit die Wachposten nichts hörten. Und dann war doch auch wieder der verdammte Kloß im Hals. Tränen verdrücken, damit es keiner sieht! Einfach hinausträumen und vorstellen, wie das wäre, wenn, ja wenn...

Am 25. Dezember wurden wir abends plötzlich wieder aufgerufen und verlegt. Im Saal 3 traf ich wieder mit Freunden zusammen, Hans Peter Hagen, Joachim Saupe, Dieter Sakowski und andere. Der Saal war ungeheizt und es herrschte eine bittere Kälte. Auf den blanken Brettern der zweistöckigen Pritschen rückten wir, immer zu zweit oder dritt, eng zusammen, um uns auf oder unter unseren wenigen Habseligkeiten gegenseitig zu wärmen. Neben der Kälte machten uns ganze Heerscharen von Wanzen schwer zu schaffen. In solchen Mengen hatten wir die stechenden kleinen Biester bisher noch nicht erlebt. Wenn man draufbeißt, schmecken die nach Bittermandeln und sie hinterlassen lang anhaltende heftig juckend Pusteln. Einer unserer Vorgänger hatte sich die Arbeit gemacht, hunderte toter Wanzen auf einem Faden von mindestens zwei Metern aufzufädeln und als Girlande aufzuhängen.

Bereits am nächsten Tag erfolgten, diesmal namentlich, wieder Aufrufe und Verlegungen nach uns nicht bekannten Kriterien. Da wurde von einem Saal in den anderen oder in die Zellen verlegt und man hatte fast täglich neue Nachbarn um sich herum. Hatten die Dystrophie Untersuchungen und Aufrufe etwas mit anstehenden Transporten nach Russland zu tun? Die Untersuchungen erfolgten meist nach dem gleichen Schema und wurden nach dem damaligen Jargon von uns als Schwanz- und Arschparade bezeichnet. Also: Die Saaltür wurde aufgeschlossen und der aus den eigenen Reihen bestimmte Saalposten rief laut „Achtung“! Darauf mussten alle aufstehen und ruhig stehen bleiben. Dann kam der Befehl Antreten zum.... ! Die Kommission - mehrere Offiziere, Ärzte oder Ärztinnen setzten sich an einen Tisch, Listen zum Abhaken und Eintragen lagen bereit und wurden von 2-3 Schreibern geführt. In Einzelreihen mussten wir dann antreten, Namen und Jahrgang angeben, auf eine Bank stellen, Hose runter und mit einer Holzspachtel von einem vermeintlichen Sanitätsoffizier nachschauen lassen, ob da eine Geschlechtskrankheit besteht, oder ob sich Filzläuse eingeknistet haben. Umdrehen und durch kneifen in die Arschbacken oder allgemeine Beurteilung den Grad der Unterernährung festlegen lassen.

Das hat sich auch später öfter wiederholt und wurde zur Verwunderung auch unter Mitwirkung von jungen Sanitäterinnen oder Ärztinnen durchgeführt.

Etwa um diese Zeit und später machte sich der Engel von Bautzen, eine russische Ärztin, unter uns Gefangenen durch ihr Auftreten auch gegenüber den Wachmannschaften einen guten Namen und ist seither in zahlreichen Veröffentlichungen positiv erwähnt. Sie gehörte offensichtlich zu einer Kommission, die beauftragt war, die Gründe für die Sterblichkeitsrate unter den Gefangenen und Internierten zu untersuchen.

Der Jahreswechsel 1946/47 wurde von uns tatsächlich wahrgenommen, denn wir hatten schließlich eine Saaluhr und es gab da auch einige verstohlene „Prost Neujahr“! Wie wird es im Neuen Jahr weitergehen, wann steht der nächste Transport nach Russland bevor, war die große Frage. Der Krankenstand in dem Saal war besorgniserregend und in den anderen Sälen und Zellen, wie auch bei den Internierten, war es nicht anders. Von den Fenstern im Saal konnten wir das Lazarett, die Küche und das Barackenlager der Internierten sehen. Wir konnten auch sehen und damit registrieren, wie viele Kameraden täglich in das Lazarett gebracht wurden. Viele wurden geschleppt, manche konnten nicht mehr laufen und wurden auf Tragen transportiert.

Es entging uns auch nicht, wenn große Papiersäcke, unten mit Füßen dran, auf Pferdewagen verladen und abtransportiert wurden. Das waren die Toten, die man von hier

zum Karnickelberg brachte. Der lag gleich hinter der Zuchthausmauer, an die sich ein tiefer Graben anschloss. Angeblich sollte das mal ein Panzergraben gewesen sein. Wegen dem hohen Schnee und tief gefrorenem Boden wurden die Toten hier zunächst abgekippt und eingebuddelt. Später hat man den Graben nach Hören und Sagen angeblich zugeschüttet und planiert.

Seit den ersten Tagen des Jahres 1947 litt unser Freund Joachim Saupe unter starkem Durchfall und konnte sich schon nach wenigen Tagen nicht mehr auf den Beinen halten. Meldungen über die Erkrankung beim Posten blieben zunächst erfolglos, da auch noch andere über gleiche Beschwerden klagten. Der Kaffeesatz, der sich beim Verteilen in den Schüsseln absetzte, bestand aus gebrannten Rübenschnitzeln und Gerstenkörnern mit Spelzen, die ausgedrückt stopfend gegen den Durchfall helfen sollten. Damit haben wir vergeblich versucht, den Kranken zu helfen. Joachim kam dann doch in das Lazarett und dort ist er nach Mitteilung eines Saalsanitäters, der ihn begleitet hatte, schon am 10. Januar 1947 verstorben.

Joachim Saupe war der erste aus unserem Freundeskreis, der Werwolf Bande Helmut Meyer, der uns verlassen hatte. Tief betroffen haben wir uns in engem Kreis auf der Pritsche zusammgehockt und ganz leise das Lied vom "Guten Kameraden" gesummt, „Ich hatt‘ einen Kameraden.....“

Und dann war wieder der Klos im Hals und es flossen auch ein paar Tränen. „Supping“ war sein Spitzname, früher immer einer der kräftigsten und im Sport einer der besten aus unserem Fähnlein. Und nun der Erste, der nicht nach Hause kommen sollte.

Keine Mutter soll ihren Sohn mehr beweinen schrieb mir seine Mutter verbittert in großem Schmerz am 14. April 1950, nachdem sie durch mich in einem Brief von Joachims Tod erfahren hatte.

Ab 15. Januar 1947 wurden nahezu alle Häftlinge ab Jahrgang 1930 und jünger und alle über Fünfzigjährigen aussortiert, von einem bevorstehenden Transport zurückgestellt und von den Sälen in die Zellen verlegt. Dazu zählte auch ich und es gelang mir, mit Dieter Sakowski und Günther Taubert von unseren Freunden und Rolf Kneisel - Rolf Harre genannt Kneisel - von den Debschwitzern, bei der Verlegung in eine Zelle zu kommen. Nun waren wir Geraer Jungen wieder einmal unter uns und lagen im Ostflügel, 3. Etage in Zelle 11.

Bereits am 01. Februar 1947 konnten wir von dort - auf einem Schemel stehend - über die Sichtblende hinweg beobachten, wie der letzte Transport mit ca. 1000 Gefangenen zusammengestellt und abgeführt wurde. Darunter waren auch Hans Peter Hagen und Lothar Naumann von den Debschwitzern. Alle waren mit alten Wehrmachtsuniformen neu eingekleidet. Nach etwa 4 Wochen kamen einige von ihnen zurück. Sie waren bis nach Brest gekommen, dort aber wegen Krankheit aussortiert worden. Dieser Transport war meines Wissens die letzte geschlossene Deportierung Strafgefangener aus dem Gebiet der damaligen Sowjetzone. Später sollen noch in einem Fernverfahren „Moskau“ verurteilte ehemalige Internierte nach Russland gebracht worden sein.

Ab Ende Januar 1947 wurden wir fast täglich unter strenger Bewachung für 10 bis 15 Minuten „spazieren“ geführt. In Reihen zu je zehn Mann und im geschlossenen Block durften wir 2 bis 3 Runden in einem der beiden Vorhöfe drehen. Unter den, an den gelben Mauern aufgestellten Wachtürmen lagen ganze Teppiche von Sonnenblumenspelzen, die von den Wachposten ausgespuckt waren.

Von den ständig fluchenden Wärtern begleitet, versuchte man während der sehr knappen Zeit, trotz Sprechverbot Informationen mit den Insassen anderer Zellen auszutauschen, Ausschau nach Neuzugängen zu halten und Kontakte mit den Freunden zu knüpfen. Hin und wieder gelang es sogar etwas Lesbares untereinander zu tauschen

obwohl der Besitz von Lesematerial nicht nur verboten sondern schier unmöglich war.

Bei einer wieder einmal anstehenden Zählung und Filzung wurden wir aus den Zellen geholt und in der Mitte des Kreuzganges zusammengetrieben. Es herrschte dort, während die Wachposten mit Hilfe der Kalfaktoren unsere Zellen durchsuchten, vor einer großen Holztür ein dichtes Gedränge. Unvermittelt gab diese Tür plötzlich nach und die Nahestehenden befanden sich am Eingang zu der ehemaligen Anstaltsbibliothek. Im Nu hatte sich jeder zwei bis drei Bücher aus den Regalen gerissen und schnell am Körper versteckt.

Das wurde natürlich von Wachposten bemerkt. Es gab Alarmpfeife und Geschrei und wir wurden schnellstens mit Schlägen und Tritten in die Zellen zurückgetrieben.

Ich hatte einen Sammelband des Mecklenburgischen Heimatdichters Fritz Reuter erwischt und eine dicke Schwarte mit lauter technischen und mathematischen Formeln. Mit dem heimlichen Lesen von „Hanne Nüthe“ und „Ut mine Stormtied“ auf Mecklenburger Platt hatte ich natürlich meine Probleme. Die Schwarte diente uns noch für einige Zeit als Lieferant für begehrtes Toilettenpapier.

Schmuckstück unserer Zelle war für lange Zeit ein Skatspiel. Wir hatten ein Stück Stoff in 32 kleine Teile gerissen und mit Symbolen nach Kartenart bestickt. Skatspiel war bei den Russen als Glücksspiel streng verboten und wehe, wenn man dabei erwischt wurde. Daher wurde immer mit dem Rücken zur Tür gespielt. Drei Mann spielten und einer setzte sich dicht an die Tür, um zu lauschen ob sich da ein Wachposten anschleicht. Wenn so einer entdeckt wurde, gab es sofort den lauten Warnhinweis „Fünfzehn“! und schleunigst wurden die Karten versteckt.

Schach war zwar bekanntlich erlaubt, es gab aber weder Figuren noch Bretter. Die Figuren wurden meistens aus Brot gebastelt. Dazu wurde beschlossen, dass jeder jeden Tag einen Bissen Brot für das Schachspiel abgab. Mit etwas Kaffee oder Wasser befeuchtet, geknetet, geformt und getrocknet gab es da schon recht originelle Figuren. Die Schachfelder hat man mit Hilfe der Tonseife auf den Fußboden gemalt. Das dauerte natürlich alles seine Zeit, aber die hatten wir ja zur Genüge. So entstanden auch Mühle und Dame. Kreuzworträtsel wurden mit einem Nagel in die Wand geritzt und dort auch ein Kalender angelegt, damit wir das Datum wussten.

Im Februar 1947 wurden die Verpflegungsrationen auf 450 g. Brot, einen Löffel Marmelade und zweimal eine Kelle ca. einen halben Liter dünne Suppe aus Rübenschnitzeln oder Kohl mit ein paar Graupen erhöht. Dennoch plagte uns der Hunger sehr und die Kälte in den Zellen setzte uns mächtig zu. Zum Schlafen wurde sich eher an, als ausgezogen.

Das Lazarett war ständig überfüllt und aufgenommen wurde nur, wer hohes Fieber hatte und quasi kurz vor dem Sterben lag. Wir hörten fast täglich von neuen Sterbefällen und die Quote sollte bei je fünfzig bis siebzig Toten pro Tag gelegen haben. Es grassierte die TBC und es gab neben Rippenfellentzündungen Durchfälle und die Gürtelrose.

Sieben Monate waren wir vier Geraer Freunde aufeinander und darauf angewiesen, alles Leid des Zuchthausdaseins zu teilen, angefangen mit der gerechten Verteilung der täglichen Brotration. Da gab es außer dem Thema „Essen“ kaum noch anderen Gesprächsstoff. Hin und wieder gelang es mal eine Geschichte zu erfinden oder aus einem früher gelesenen Buch zu erzählen, aber es gab auch Zeiten, da wurde stundenlang kein Wort gesprochen. Der Zellenkoller ging um.

Dennoch gab es in unserer Zelle kaum Ärger oder Streit. Selbstgefertigte Nadeln aus Holz oder Kupferdraht, Stofffetzen und Fäden, die aus Hemden gezogen wurden, waren begehrte Utensilien. Irgendwann gab es mal eine Zuteilung an gesalzenen kleinen Fischen. An einigen waren noch Angelhaken dran und die eigneten sich mit den scharfen Spitzen ganz hervorragend zur Anfertigung von Nadelöhren.

Mit primitivsten Mitteln wurden Strümpfe gestopft und es wurde sogar gestickt. Aus Leinenresten ein Brottuch umsäumt und mit „Unser täglich Brot gib uns heute“ beschriftet. Ein paar Blümchen oder Kornähren dazu. Da lernte man Kreuzstich und Blattstich usw. Käppis wurden hergestellt und der Name der Heimat eingestickt. Zu Geburtstagen wurden auch mal kleine gestickte Bilder oder Glückwünsche verschenkt.

Anfang Juli 1947 erfolgte wieder eine Großverlegung. Wir wurden getrennt und ich kam in den Saal 4. Dort traf ich mit Horst Frießner, Joachim Walter, Horst Zimmermann und Hans Meier wieder zusammen. Später kamen noch Dieter Sakowski und Siegfried Taudte dazu.

Im Saal 4 lagen wir mit ca. 400 Gefangenen. Der Raum war mit doppelstöckigen Pritschen, die in einzelne Blöcke aufgeteilt waren ausgestattet. Vor unserem Einzug dort hatte wohl eine Art Desinfektion stattgefunden. Die Pritschen waren alle weiß gekalkt. Das hatte dem zähen Leben der Wanzen aber keinen Abbruch getan. Schon in der ersten Nacht machten die sich offensichtlich ausgehungert über uns her und man konnte hören, wenn sie sich von der oberen Pritsche herunterfallen ließen.

Die Luftverhältnisse in diesem großen Saal waren stickig. Sobald einer mal das Oberlicht, oder wenn möglich, ein Fenster öffnete, riefen andere „Fenster zu, ich friere lieber erstickt als erfroren“! Am Ende des Saales gab es einen Waschraum mit Toiletten, einem Pissoir und zwei weitere Nebenräume, wovon sich in einem der sogenannte Saalälteste und später auch ein Arzt, Häftling wie wir, einquartiert hatten.

Die einzelnen Blöcke waren nummeriert und wurden von einem dazu gewählten Blockführer befehligt. Es gab sechs Blöcke, die zum Beispiel beim Essenempfang, in jeweils wechselnder Reihenfolge vom Saalältesten zum Antreten aufgerufen wurden.

Das Essen, also die dünne Suppe, wurde von eigens dazu ausgesuchten Essenträgern in Holzbottichen aus dem Küchengebäude geholt. Je zwei Mann trugen einen Bottich, der 50 bis 80 Liter fassen konnte mit einer Stange, die durch zwei Löcher in den Seiten gesteckt waren. Marschierten die Essenträger vom Küchengebäude zum Hauptbau, konnten Experten schon am Schwappen der Flüssigkeit abschätzen wie mehr oder weniger gehaltvoll die Suppe wieder war. Aber da gab es, wohl bedingt durch das Füllen der Bottiche große Unterschiede in der Konsistenz des Inhalts. So kam es vor, dass in dem einen Bottich viel mehr „Dickes“ war als in dem anderen, oder auf dem einen schwammen sogar Flomengrieben und auf dem anderen nicht. Das war aber nicht alles. Um zu vermeiden, dass Nachteile oder Vorteile beim Suppenausteilen entstanden, sollte der Inhalt eines Bottichs ständig in Bewegung bleiben. Also hatte der Suppenausteiler mit seiner Kelle, das entsprach einer Essenportion, laufend eine acht zu rühren, damit nicht der eine nur Dickes und der andere nur Dünnes bekam. Um diese Gerechtigkeit zu überwachen, standen neben dem Suppenausteiler noch zwei Beobachter.

Dennoch konnte es vom Vorteil sein, wenn man mit dem Essenempfang entweder als einer der Ersten am Bottich war, oder wenn man ziemlich zum Schluss daran kam, bevor der Rest aus dem Bottich in den nächsten geschüttet wurde.

Essenträger, Austeiler, Sanitäter usw. hatten besondere Privilegien. Die bekamen ihr Essen meist zuerst. Doppelte Ration, oder nur Dickes von der Suppe für ihre zusätzliche Arbeit. Mir ist nie klar geworden, warum und welche Personen für derartige Posten ausgesucht wurden. Aber es hatte den Anschein, dass es sich dabei meistens um sogenannte Kriminelle handelte, von denen es auch einige gab. Strafmaß fünf Jahre oder unter zehn Jahren erschien allgemein als verdächtig! Da gab es auch einige Mithäftlinge, die schon im Dritten Reich im KZ oder im Gefängnis gesessen haben sollten. Um die gab es natürlich die wildesten Gerüchte, zumal sie gelegentlich namentlich aufgerufen und für eine Zeit aus dem Saal geholt wurden. Das geschah aber auch mit anderen Mithäftlingen, die sich bei Unterhaltungen als besonders prominente Personen ausgegeben hatten. Da gab es einen angeblichen U-Boot Kommandanten und

Raketenspezialisten usw., die durch Ihr Wissen Aufmerksamkeit bei den Russen erwecken und Vorteile erhaschen wollten.

Es deutete vieles darauf hin, dass es unter uns Gefangenen auch etliche gab, die sich durch Spitzeldienste oder Zuträger Vorteile bei den Russen verschafft haben.

Nach der Verlegung in den großen Saal ergaben sich zwangsläufig auch verschiedene Vorteile. Hatte man doch Gelegenheit neuen Gesprächsstoff, neue Gesprächspartner zu finden und sich auch weit besser bewegen zu können als in den engen Zellen. Unvergessen die Hungermärsche im Mittelgang des Saales und die geheimen, weil verbotenen, Treffen unter einer Pritsche zu einem Vortrag. Es war zwar streng verboten, mit mehr als drei Gefangenen zusammen zu stehen oder zu sitzen, aber man verschaffte sich dazu, möglichst verdeckt und stets auf der Hut vor Überraschungen, immer wieder Gelegenheit.

Einige ältere Mithäftlinge nahmen sich uns Jüngeren an, um Wissen und Erfahrungen weiterzugeben. So bildeten sich kleine Gruppen, die sich regelmäßig trafen um sich nicht nur zu unterhalten, sondern auch aus dem Gehörten zu lernen. Da gab es den unvergessenen Heinz Leuschner, der ehemals im Kloster Schulpforta an der Saale Landwirtschaft studiert hatte und als Lehrer tätig war. Oder den Dr. Dr. Hermann Priester aus Mecklenburg. Der war Studienrat an der Uni Rostock. Er lehrte Geschichte und sein besonderes Interesse galt dem Land Irland und seinen Freiheitsbewegungen, über die er ein Buch geschrieben hatte. Werner Beyer, Koch und Gastwirt aus Leipzig, wusste über Geheimnisse der Kochkunst und des Backens genüsslich zu berichten.

Der Thüringer Zirkel, wie wir uns nannten, hockte oft zusammen und wir besprachen, ob und von wem wir Neues erfahren und lernen konnten. Es wurde auch mal im kleinen Kreis und leise gesungen und später bildete sich im Saal unter Leitung des Saalältesten ein gemeinsamer Chor, der regelmäßig in einem kleinen Raum im hinteren Teil des Saales übte. Sonntags oder zu besonderen Anlässen wurden dann im Saal einige Lieder vorgetragen. Diesem Chor habe ich mich längere Zeit angeschlossen.

Krankheiten nahmen auch im Jahr 1947, bedingt durch Hunger und Kälte, aber auch durch Ansteckungen, wegen der durch die Überbelegung sehr beengten Verhältnisse weiter zu.

Entsprechend hoch war auch die Sterblichkeitsziffer. Mitte November 1947 riss es eine weitere Lücke in unsere Geraer Reihen. Siegfried Taudte starb an TBC.

Anfang Dezember 1947 gingen Gerüchte um, dass zu Weihnachten ein Pfarrer in der Kirche predigen soll. Tatsächlich wurden von einer Offizierskommission all diejenigen ausgesucht, die nach ihrem Aussehen, also Gesundheitszustand und Beschaffenheit der Kleidung, an einem Kirchgang teilnehmen könnten. Jugendliche, wie wir, kamen dafür nicht in Frage. Aus unserem Saal wurde dann doch niemand zum Kirchgang zugelassen, aber wir hörten von fern Orgelspiel und Gesang. Später wurden dann Losungsworte der Herrenhuter Bruderschaft und andere Kirchenblätter verteilt, jedoch schon kurze Zeit darauf wieder eingezogen.

Wir versuchten, in kleinen Gruppen oder jeder für sich allein, weihnachtliche Stimmung und weihnachtliche Gefühle aufkommen zu lassen. Nein, die meist nur gesummten Lieder klangen nicht fröhlich und hoffnungsvoll, sondern waren voller Leid, Heimweh und Sehnsucht. So lag dann wohl jeder am Heiligen Abend für sich allein auf der Pritsche und dachte voller Ungewissheit an die Zukunft und in großer Sorge an die Eltern, Frauen oder Kinder.

Ein Älterer aus dem Mittelgang hielt diesen Druck wohl nicht mehr aus, unternahm mit Glasscherben einen Selbstmordversuch und lief dann schreiend und blutend im Saal herum. Wachposten, die den Lärm hörten, kamen mit Verstärkung herein, schlugen ihn zusammen und warfen ihn nach Übergießen mit kaltem Wasser auf die Prit-

sche. Er war schon einige Tage vorher dadurch aufgefallen, dass er nachts im Gang auf und ab wandelte und sich dabei als Geiger darstellte. Völlig durchgedreht, meinten wir. Vorher ein schlanker großer Mann mit rothaarigem Haarkranz, sehr ruhig und verschlossen, den Blick beim täglichen Hungermarsch zwischen den Blöcken immer verinnerlicht, wie ein Pfarrer auf der Kanzel, vielleicht 60 Jahre alt und kaum anzusprechen. Er soll wenige Tage später im Lazarett verstorben sein.

Das war Weihnachten 1947 im Zuchthaus in Bautzen. Warum eigentlich?

Im Frühjahr 1948 nahm eine neue russische Oberärztin ihren Dienst im Gelben Elend auf und fortan verbesserten sich die hygienischen Verhältnisse, wie auch die gesundheitliche Betreuung spontan. Als „Engel von Bautzen“ wird sie den in dieser Zeit Inhaftierten in guter Erinnerung bleiben. Wiederholt wurden wir bei Reihenuntersuchungen oder Inspektionen Zeuge, wie sie sich, auch sehr lautstark, gegen anwesende Offiziere offensichtlich für das Wohl der Gefangenen einsetzte. Schließlich hatten wir ihr sicher auch die Verbesserung der Verpflegungssätze zu verdanken.

Sie setzte auch eine Reihendurchleuchtung aller Gefangenen durch, bei der sich herausstellte, dass etwa ein Drittel von TBC befallen sein sollte. Mein Ergebnis war damals o. B., also ohne Befund. Aber Dieter Sakowski starb an dieser heimtückischen Krankheit als nächster aus unserem Kreis am 15. Mai. 1948.

An allen Gerüchten ist etwas Wahres! Das haben wir oft genug erfahren. So wurde im Frühjahr 1948 davon gemunkelt, dass wieder ein Transport bevorsteht. Im Zuchthaus Bautzen und dem Nebenlager sollen um diese Zeit 4000 Bestrafte und 2000 Internierte eingewiesen haben.

Im Mai 1948 wurden tatsächlich Transportvorbereitungen getroffen. Es erfolgten ständig Aufrufe zu Verlegungen, wobei man nie erkennen konnte, nach welchem System das geschah. Ich blieb zunächst im Saal 4. Um diese Zeit gab es eine Neuerung im Strafvollzug. Plötzlich wurden Strohsäcke und Matratzen ausgeteilt. Eine Wonne, nach zweieinhalb Jahren wieder einmal weich, oder zumindest weicher zu liegen. Und das auf einem anscheinend frisch gefüllten Strohsack. Dennoch ungewohnt und daher bin ich nach der ersten Nacht mit schmerzenden Gliedern aufgewacht.

In der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1948 wurden wir erneut aufgerufen, zum Duschen und Entlausen geführt und für den nächsten Transport zusammengestellt. Teilweise wurde dabei auch fehlende Kleidung durch alte Wehrmächtsklamotten und Strümpfe durch neue Fußlappen ersetzt.

Am 10. Juni 1948 mussten wir uns im Vorhof aufstellen, erhielten als Marschverpflegung ein Stück Brot, wurden nochmal gefilzt und dann gegen Mittag in Marsch gesetzt.

Wieder, je zehn Mann in einer Reihe, hat man uns unter scharfer Bewachung durch die Stadt getrieben und im Bahnhof mit je fünfzig Mann in bereitstehende Güterwagen verfrachtet.

Erst am nächsten Morgen wurden auch noch Frauen eingeladen und dann ging die Fahrt mit erneut unbekanntem Ziel gegen Mittag los. Der Transport umfasste ca. 600 Gefangene. Bereits am Abend hielt der Zug nach diesmal zügiger Fahrt am Bahnhof Oranienburg und wir standen die kommende Nacht auf einem Abstellgleis nahe dem ehemaligen KZ Lager Sachsenhausen.

Also war an den früheren Gerüchten doch etwas Wahres dran und wir sollten in dieses, nach Ende des Krieges als berüchtigt bekannt gewordene KZ, kommen.

In den Morgenstunden des 12. Juni 1948 wurden wir ausgeladen und wie immer streng bewacht zum Lager geführt. Dort erwartete uns die übliche Prozedur mit Aufrufen, Zählen, Duschen und Entlausen. Auf dem Weg zu unseren späteren Unterkünften

konnten wir einen ersten Eindruck von den riesigen Ausmaßen des Lagers gewinnen. Zahllose Baracken, in einzelne Bereiche aufgeteilt. Auch einige Steinhäuser, die Gaskammern und Verbrennungsöfen, von denen man früher nie etwas gehört oder gewusst hatte.

Das Lager war offensichtlich so erhalten, wie es im Dritten Reich von der SS errichtet worden war. Es war in zwei große Zonen aufgeteilt. Verurteilte waren bis dahin nur in der Zone 2 untergebracht, während die Internierten in der Zone 1 lagen. Mit unserem Transport kamen die ersten Verurteilten in die Zone 1.

Diese Zone 1 bestand aus 70 Holzbaracken, die zu viert hintereinander im Halbkreis um den großen Appellplatz mit dem Verwaltungsgebäude, der Kommandantur - also dem eigentlichen Eingangsbereich mit dem bekannten großen Tor, standen. Vom Eingang gesehen links war nach dem Lazarett der Karzer mit den Verbrennungsöfen, eine Bade- und Desinfektionsbaracke, das Krankenrevier und Küche, wie auch Bäckerei. Daran anschließend die durch Drahtzäune abgeteilten Flächen für die einzelnen Bataillone. In der Zone 1 gab es fünf Bataillone, zwei bis sechs, die in sich streng militärisch gegliedert waren. Ein Bataillon hatte 8 Baracken mit je einer Kompanie, die wiederum aus zwei Zügen bestand. Für diese Einheiten mussten aus den eigenen Reihen Bataillons- Kompanie- und Zugführer gewählt und daneben auch ein Vertrauensmann sowie ein Sanitäter benannt werden.

Für die Einhaltung der Ordnung waren von den Russen eingesetzte Gefangene als Lagerpolizisten neben den genannten Einheitenführern zuständig. Die Russen traten mit ihren Wachmannschaften nur noch bei den täglichen Zählappellen morgens und abends in Erscheinung oder bei größeren Razzien. Innerhalb des eigenen Bataillonsbereiches konnten wir uns frei zwischen den einzelnen Baracken bewegen.

Ich wurde nach der durchlaufenen Aufnahme in das 3. Bataillon eingewiesen und kam in die Baracke 9, 1. Zug links. Dort traf ich wieder mit alten Freunden und vielen Bekannten aus gemeinsamen Zellen- oder Saalzeiten zusammen. So u. a. mit Hans Semmler aus Plothen, Walter Seidel und Siegfried Basch. Auch mein alter Spezi, Werner Beier, war da und der „Oberlehrer“ Arthur Dürichen aus Freiberg in Sachsen, Dr. Dr. Hermann Priester, usw.

Die Baracken waren nur notdürftig eingerichtet. Dreistöckige Pritschen standen jeweils im Sechserblock zusammen, davor einige Spinde, lange Holztische und Bänke die nicht genug Platz für alle boten. Zweihundertzwanzig Mann waren jeweils in einer Baracke untergebracht, also in jeder Hälfte einhundertzehn. Es gab auch später für die kalte Jahreszeit Kanonenöfen für die Heizung. Die wurden mit Hilfe überlanger Ofenrohre möglichst weit vom Schornstein aufgestellt um eine bessere Heizwirkung zu erzielen.

Neben der größeren Bewegungsfreiheit gab es für uns nach der Verlegung auch weitere Haft-erleichterungen. Die Verpflegung bestand jetzt aus 450 g Brot morgens, dazu 30 g Marmelade und 20 g Zucker und mittags einen Liter dünne Suppe. Weiter gab es pro Tag plötzlich zwei Zigaretten, die jedoch nicht immer regelmäßig verteilt wurden, sie waren russischen Ursprungs mit Pappmundstück und oft ganz modrig. Oder es gab auch mal 2 g Tabak am Tag.

Zu den weiteren großen neuen Freiheiten zählte nun auch der Empfang von Zeitungen.

Da gab es die „Tägliche Rundschau“, von uns sofort „Tägliche Schundsau“ titulierte, das „Neue Deutschland“, die „Berliner Zeitung“ und die „National Zeitung“. Letztere war am meisten gefragt.

Und dann gab es sogar in jedem Bataillionsbereich einen Lautsprecher, der von morgens 06:00 Uhr bis abends 22:00 Uhr Sendungen des staatlichen DDR Rundfunks übertrug.

Die einseitige Verbindung zur Außenwelt, bzw. von der Außenwelt zu uns, war also wieder hergestellt.

Nach drei Wochen vorgegebener Quarantäne und Zeit zum Einrichten in der neuen Umgebung erhielten wir mit Holzspänen gefüllte matratzenartige Säcke für unsere Schlafpritschen, auf denen wir bis dahin nur auf blankem Holz lagen. Mit diesem neuen Komfort kamen aber auch gleichzeitig ganze Heerscharen von blutrünstigen Flöhen auf uns zu.

Für alle im Lager anfallenden Arbeiten waren bis zum Juli 1948 ausschließlich Arbeitskommandos der Internierten, also nicht Verurteilten, eingesetzt. Das änderte sich jetzt und auch aus unserem Bataillon wurden Arbeitskräfte für die verschiedenen handwerklichen Tätigkeiten gesucht. Dafür kamen aber nur Häftlinge in Frage, die bestimmte Voraussetzungen hinsichtlich ihrer Verurteilung erfüllen mussten. Wer zu weniger als zu 10 Jahren verurteilt war, hatte bessere Chancen und wurde den 58ern, also den „Werwölfen“ vorgezogen, die alle nach § 58- 8 -9 -11- des sowjetischen Militärstrafgesetzbuches verurteilt waren, § 58-2 und 58-14 - Schlägerei und Waffenbesitz waren ausgenommen.

Gesucht waren Autoschlosser, Schlosser, Schmiede und sonstige Handwerker, die für die Russen arbeiten mussten oder für die Lagerinstandhaltung eingesetzt wurden.

Der Arbeitseinsatz brachte verschiedene Vorteile. So gab es zusätzliche Verpflegung oder die Betroffenen hatten Gelegenheit, irgendetwas zu organisieren, was im Lager sonst nicht vorhanden war.

Im Juli 1948 begann tatsächlich auch eine von der Gerüchteküche angekündigte Entlassungswelle bei den Internierten, und wir konnten vom Zaun unseres Bataillonsbereiches sehen, wie fast täglich 150 - 200 Mann aus der hinteren Zone, also Internierte, entlassen oder zumindest durch das große Tor geführt wurden.

Aber schon nach wenigen Tagen wurde die begonnene Entlassung wahrscheinlich unter dem Druck der Spannungen zwischen Ost und West wieder eingestellt. Währungsreform und die Blockade Westberlins mögen ihren Anteil dazu beigetragen haben.

Aus Torgau traf im August 1948 ein weiterer Transport Verurteilter im Lager ein. Ein Teil der Gefangenen wurde in unserem Bataillon untergebracht. Sie waren alle bei der damaligen Verlegung in Torgau zurückgeblieben. Unter den Zugängen befanden sich auch Kurt Oertel (Nuppi) und Günter Stein von unserer „Werwolf Bande“, die in Baracke 4 unterkamen. Da gab es viel über die Ereignisse der letzten Monate auszutauschen.

Trotz des auch hier bestehenden Verbotes mit mehr als 3 Mann zusammen zu sein, bildeten sich im Bereich der Baracke kleine Interessenskreise, um in verschiedensten Wissensgebieten Informationen zu sammeln und Schulwissen aufzufrischen.

Siegfried Basch, Hans Semmler, Walter Seidel und ich bildeten um den bereits aus Bautzen bekannten Studienrat Arthur Dürichen, äußeres Kennzeichen: Ein Brillenglas zerschlagen, klein, wuselig und mit liebenswertem sächsischen Dialekt sprechend, einen solchen Kreis. Fast täglich hörten wir von ihm Literaturgeschichte oder Einführungen in Opern und lernten die Gesetze der Versmaße kennen. Täglich sollten wir einen Wahlspruch lernen, wie: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Kurt Böhme, ebenfalls Lehrer, unterrichtete in Deutsch und Rechnen. Da hier die Möglichkeit bestand, an Papier oder Bleistiftstummel, auch im Tausch gegen Zigaretten, heranzukommen, gab es auch schriftliche Übungen. Sogar Stenografie konnte man mit primitivsten Mitteln auf Zementsackpapier üben. Das hat besonders Hans Semmler wahrgenommen und später beibehalten.

Besonders beliebt und sehr interessant waren immer die Gespräche mit unserem eigentlichen Senior, Studienrat Dr. Dr. Hermann Priester aus Rostock, über geschichtliche Ereignisse. Er berichtete nicht nur über seine Tätigkeit als Ballonbeobachter der Artillerie im Ersten Weltkrieg in Frankreich, sondern auch von seinen Studien über den Freiheitskampf der Iren gegen England, den er im Brockhaus beschrieben hat und der auch im Mittelpunkt eines Filmes der UFA stand.

Viele Jahre später wurde bekannt, dass er nach seiner Verlegung in die Strafvollzugsanstalt Torgau dort am 18. Juni 1950 von dem Volkspolizei-Meister Gustav Werner so misshandelt wurde, dass er an den Folgen der Verletzungen Ende Juni 1950 in Torgau verstarb.

War es im Sommer oft unerträglich heiß in den Baracken und zog der feine Märkische Sand durch alle Ritzen, so machte uns der hereinbrechende Herbst mit Kälte und Nässe mächtig zu schaffen. Alles roch nach Feuchtigkeit und Moder. Am Tag verkrochen wir uns oft zu viert oder fünft auf die oberste Etage der dreistöckigen Pritschen um uns dort, Wärme zieht nach oben, gegenseitig zu wärmen. Werner Beier, ein gutmütiger Bär von Mann, gab die Parole aus, es den Marmeltieren nach zu machen und den Winterschlaf zu trainieren. Möglichst den ganzen Tag auf die Pritsche oder in eine Ecke hocken, in eine Decke oder einen Mantel verkriechen, nichts denken als an Schlaf und nur vor sich hindösen. So übte er, immer in Mantel und Decke gewickelt, als Vorbild, den Winterschlaf.

Im Dezember 1948 wurden kleine Kanonenöfen installiert und, damit die auch möglichst viel Wärme abgeben, mit sehr langen Ofenrohren an den Schornstein angeschlossen.

Das Brennmaterial war sehr knapp. Es gab hin und wieder nur ein paar Brocken feuchter, loser Braunkohle, die entsetzlich qualmte und es musste so manches Brett aus den Pritschen herhalten, um das Feuer in Gang zu setzen. Oft mussten die Rohre auseinander genommen werden, weil sie total verrußt waren.

Seit September 1948 litt ich an einem bösen Furunkel im Nacken. Warme Kartoffelstücke aus der Suppe gefischt und auch von Freunden gespendet, sollten, in einem Tuch aufgelegt, helfen, oder auch ein Stück von dem wertvollen Brot. Ich hatte sehr starke Schmerzen und Fieber, wurde aber nicht in das Lazarett aufgenommen. Als keine Besserung eintrat und ich keine Kraft mehr hatte, allein in mein Bett in der dritten Etage zu kommen, hat sich ein Sanitäter im Lazarett entschlossen, die Eiterbeule mit einem scharfen Löffel zu öffnen. Das musste im Laufe des Winters noch zweimal wiederholt werden.

Vor der Weihnachtszeit begann in unserer Baracke ein eifriges Werkeln und Basteln. Erzgebirgler, die unter uns waren, lehrten uns das Stricken mit selbstgebastelten Stricknadeln. Das Strickgarn wurde aus eingetauschten oder eigenen alten Pullovern durch Auftrennen gewonnen. Zopfmuster und Schachbrettmuster waren bald einfache Übungen. Schwieriger war es mit dem auch bei den Russen sehr beliebten Norwegermuster mit 2 Hirschen auf der Brust. Das war für einige gelernte Stricker ein einträgliches Tauschobjekt und brachte manchen Kanten Brot oder einen dicken Schlag Kascha ein. Auch ich habe mich am Stricken versucht und mithilfe meiner Freunde, voran Hans Semmler, aus der Wolle meines alten Pullovers und ergatterten anderen Wollresten einen neuen Pullover zuwege gebracht.

Aus gefundenen oder irgendwie organisierten Metallstücken wurden Messer oder Klingen in mühseliger Arbeit geschliffen. Für die begabten Schnitzer aus dem Erzgebirge war jedes noch so kleine Stück Holz eine willkommene Gelegenheit, ihre Fertigkeiten unter Beweis zu stellen. Da gab es nicht nur Schmuckbrettchen, Krippenspiele und Schachfiguren, sondern sogar Zahnbürsten. Die Borsten wurden aus den Rosshaareinlagen von Mänteln oder Jacken gewonnen.

In der Adventszeit hatten die Kameraden vom Arbeitskommando Tannen oder Kiefernzweige hereingeschmuggelt. Aus einem Stück Blech entstand mit viel Geschick eine Art Adventskranz mit vier kleinen Röhren. Watte aus dem Lazarett wurde zu Dochten gedreht und statt Wachs mit Vaseline getränkt. So wurde weihnachtliche Stimmung mit primitivsten Mitteln vorbereitet. Es war für uns nun schon das dritte Weihnachten in Haft und wir hatten noch keine Aussicht auf Entlassung. Dennoch saßen wir am Heiligen Abend im kleinen Kreis an dem Tisch zwischen zwei Pritschenblöcken zusammen oder hockten in unseren Kojen drum herum. Unser Tisch war weihnachtlich geschmückt und die Kerzen brannten. Einer der Alten hatte sich bereit erklärt, Geschichten und Sagen aus dem Erzgebirge zu erzählen und Arthur Dürichen trug meisterlich einige Passagen aus Charles Dickens „David Copperfield“ und „Oliver Twist“ vor. Damit setzte er seine schon in der Vorweihnachtszeit begonnen Erzählungen fort. Von uns Jungen kannte keiner diesen wohl bekanntesten englischen Erzähler. Wenn Arthur Dürichen sprach, und das in seinem unverfälschten sächsischem Dialekt, konnte man sich in einen Hörsaal oder in ein Theater versetzen. So auch bei der Rezitation des Rosenkavaliers.

Einer versuchte das Lukas Evangelium vorzutragen und wurde aus dem Kreis der Zuhörer unterstützt. Die Sache mit dem Aufrufen und Zählen war uns ja inzwischen hinreichend bekannt. Aber nun eine Brücke schlagen, zu uns? Mein Vater hatte mich mit der ganzen Familie ja schon 1937 aus beruflichen und politischen Gründen aus der Kirche abgemeldet. Also keine Ahnung von Bibeltexten oder kirchlichen Ritualen. Dennoch hat mich diese zusammengestammelte Weihnachtsgeschichte irgendwie tief berührt und ich sah die Regungen in den Gesichtern der Alten und Jungen ringsum.

Dann wurden Weihnachtslieder angestimmt, mit dem ewigen Kloß im Hals, versteckten Tränen in den Augen und wehmütigem Blick. Jeder in Gedanken bei seinen Lieben. Stiehele Nacht!

Stalintorten hatten wir uns gebacken. Einen Teil der Brotration von den Vortagen aufgespart - vor Diebstahl geschützt - die Rinde separiert, den anderen Teil mit Marmelade oder Zucker vermischt und in kleine Portionen, wie Plätzchen, aufgeteilt. Zucker mit dem Löffel in der Essenschüssel zerdrückt gab Staubzucker zum Verzieren! Alles schön auf dem selbstgestickten Essentuch dekorativ aufgereiht und dann mit Gedanken an Daheim und an die Freiheit sehr langsam und genüsslich verspachtelt.

Das war „Stille Nacht“ - Weihnachten 1948 - im Sonderlager 7, Sachsenhausen!

Auch innerhalb der Baracken, also der Kompanie, mussten Wachen aufgestellt werden.

Die Wacheinteilung erfolgte reihum, jeweils für zwei Stunden. Am Tag immer ein Mann, nachts zwei für jede Barackenhälfte. Der Wachhabende war für Ordnung in der Barackenhälfte zuständig und hatte die Aufgabe, die Zahl der Anwesenden, bzw. Abwesenden ständig den evtl. kontrollierenden Wachmannschaften zu melden. Also: Baracke 9 - Zug 1, anwesend 90, im Arbeitseinsatz 15, auf dem Weg ins Lazarett 5 und das möglichst auf Russisch. Das hatte man inzwischen bei den vielen Zählungen gelernt. Zählapell erfolgte täglich vormittags, manchmal auch zweimal. Dazu mussten wir bei jedem Wetter in Zehnerreihen vor den jeweiligen Baracken Aufstellung nehmen, bis es den Russen gelang, mit Hilfe ihrer primitiven Zählmaschinen, die richtige Sollstärke zu ermitteln und mit ihren Listen zu vergleichen.

In der Silvesternacht zum 01.01.1949 war ich von 24:00 Uhr bis 02:00 Uhr mit Siegfried Basch zur Wache eingeteilt, und wir hatten uns zum Anstoßen etwas Kaffee in unseren Schüsseln aufgehoben. Um 24 Uhr läuteten die Glocken in der Umgebung und die Russen schossen mit Leuchtkugeln von den Wachtürmen. Prosit Neujahr! Wird es uns die ersehnte Freiheit bringen?

Am 13. Februar 1949 kam wieder ein Transport mit Gefangenen aus Bautzen an, die wurden in das benachbarte 2. Bataillon eingewiesen. Auf Umwegen und durch geschmuggelte Kassiber erfuhr ich, dass aus unserer Gruppe Hans Meier, Hans Möhring, Helmut Megert, Horst Friessner, Günther Taubert und Joachim Walter dabei sein sollten. Horst Zimmerman war in Bautzen im Lazarett verblieben. Bis auf ihn waren nun alle Mitglieder unserer angeblichen Werwolfgruppe Helmut Meier in Sachsenhausen. Hin und wieder hatten wir Gelegenheit, uns am Drahtzaun zwischen den beiden Bataillonen oder bei einem Ambulanzbesuch zu sprechen.

Ende März 1949 erschien nach einem erneuten Zählappell wieder einmal eine Kommission russischer Offiziere mit Dolmetscherin und eröffnete uns, dass eine weitere Hafterleichterung für die verurteilten Gefangenen beschlossen wurde. Wir sollten in Kürze die Genehmigung erhalten, alle drei Monate einmal einen Brief an Angehörige zu schreiben. Internierte waren davon ausgeschlossen.

Am 10. April 1949 durften die ersten Kameraden schreiben. Einhundert Mann sollten jeden Tag schreiben können, zuerst die, die am längsten sitzen. So hatte ich Glück und kam schon am 11. April 1949 an die Reihe. Jeder bekam einen kleinen Briefbogen und ein Kuvert. Einige Bleistifte wurden auch ausgegeben.

Wir wurden darüber belehrt, was wir schreiben durften. Also keinen Aufenthaltsort usw.

Als Absender war neben dem Namen zu vermerken: Berlin N 4 - Briefkasten 18/25 P.

An wen oder welche Anschrift sollte ich meinen Brief adressieren? Vater war seit 1943 als Angehöriger einer SD-Einheit in Russland vermisst und Mutter mit den beiden kleinen Geschwistern zum Zeitpunkt meiner Verhaftung aus der früheren Wohnung in Gera, Goebenstraße 15, ausgewiesen. Wo sind sie wohl geblieben?

Also entschloss ich mich, meinen ersten Brief nach 3 ¼ Jahren an die Anschrift meiner Großmutter nach Meiningen zu adressieren. Aber die Anschrift lautete dort früher „Straße der SA“ und damit würde der Brief sicher nicht zugestellt. Aber ich musste es versuchen, also Beifügung „früher“.

Dieser im Original noch erhaltene Brief kam tatsächlich an, denn er wurde, weil Großmutter inzwischen verstorben war, von der Schwester meines Vaters, Tante Liesbeth, die im gleichen Haus wohnte, an meine Mutter weitergeleitet. Sie war nach Vaters Rückkehr aus der Gefangenschaft mit den Geschwistern nach Oberellenbach bei Bebra, also in den Westen übersiedelt.

Abschrift vom Original

am 12.4.1949

Meine geliebten Eltern! Meine lieben Geschwister und Verwandte !

Als erstes Lebenszeichen nach fast 3 ½ jähriger Trennung sende ich Euch die herzlichsten Oster- und Pfingstgrüße. Ich wünsche, daß diese Nachricht bei Euch zu einem recht gesunden und auch frohen Fest beiträgt. Ich bin gesund und munter und hoffe es auch weiter zu bleiben, wie ich es bisher gewesen bin. Meine Lieben, ich bin zu einer 10 jährigen Freiheitsstrafe verurteilt. Nehmt diese schwere Nachricht ebenso stark und in der selben Hoffnung hin, wie ich.

Ich glaube, daß man bald Gnade über uns walten läßt und ich durch eine Amnestie recht bald zu Euch zurück kehre.

Wie geht es Euch ? Liebe Mutti, wo, wie und von was lebt Ihr ? Wie geht es der Hannelore ? Was macht Rudolf ? Was ist aus den Jungen und Mädeln geworden ? Ich hätte 1000 Fragen. Gebt mir laufend eingehende Antwort und legt in einem Eurer nächsten Briefe ein Bild von Euch bei. Ist Vati daheim, oder habt Ihr Nachricht ? Liebe

Helga und Joachim! Seid Ihr anständig, ehrlich und immer folgsam ? Unterstützt die Mutti und macht ihr viel Freude ! Seid fleißig in der Schule, nehmt Euch diese Mahnung zu Herzen ! Ich habe meine Säumigkeit bereits bitter bereut Ich denke viel über meinen zukünftigen Beruf nach. Zur Lebensmittelbranche und zum Büchereiwesen habe ich große Neigung. Die Lust zum Backen und Kochen ist noch vorhanden, sowie großes Literaturinteresse. Die Arbeit an biologischen - bzw. nahrungsmittelchemischen Instituten oder Werken würde mir sicher zusagen. Meine Schulbildung möchte ich möglichst vervollkommen. Wie denkt Ihr über dieses Problem ? Die Umstände unter denen und in die ich zurückkehre, werden noch entscheidend darauf einwirken. Dem Vati und der Helga gratuliere ich zu ihren bevorstehenden Geburtstagen auf,s Herzlichste. Hoffentlich können wir sie bald wieder im vertrauten Familienkreis feiern. Wie sieht es in Meiningen aus ? Was machen Platschers ? Wie geht es der Lore, Ruth und dem Willi? Grüßt bitte alle. Ich habe den Brief an Meiningen adressiert, da ich Eure zeitweilige Anschrift nicht wußte. Meine Lieben ! Ich kann Euch hier in Worten nicht genug danken für all die Liebe, die mir von Euch zuteil geworden ist. Ich habe erst hier erkannt, wie teuer diese Liebe ist und weiß sie wohl zu schätzen. Verzeiht mir bitte, sollte ich Euch Weh und Unrecht getan haben. Gebt mir bitte bald genauen Bescheid über Euer Dasein. Was macht Tante Wilhelmine und die anderen ? Behüt Euch Gott, bleibt gesund und munter! Seid stark im Glauben, in Liebe und Hoffnung ! Laßt den Mut nicht sinken ! In der Hoffnung Euch alle bald wiederzusehen, grüße und küße ich Euch als Euer dankbarer Sohn Erich

Diesen Brief habe ich mit einem Bleistiftstummel auf dem vorgegebenen linierten Briefblatt in der Größe von ca. 14 x17 cm sehr klein und eng, also möglichst jeden Zentimeter ausnutzend geschrieben und dann wochenlang vergeblich auf Antwort gewartet. Nachdem nahezu alle Kameraden aus meiner Umgebung schon lange Post erhalten und ich meine stillen Hoffnungen nahezu aufgegeben hatte, erreichten mich am 19. Juni 1949 gleich zwei Briefe von meinen Eltern aus dem Westen. Vater war nach fünf Jahren aus der Gefangenschaft zurückgekehrt und schrieb mir unter dem Decknamen eines Onkels, um sicher zu vermeiden, dass ich wegen seines SD Einsatzes Schwierigkeiten bekommen könnte. Die Gefangenschaft hatte er, wie ich später erfuhr, unter dem falschen Namen „Weng“ überlebt und wurde so während der ganzen Zeit von den Russen nicht als Mitglied der berüchtigten SD Einheit ausgemacht. Er wohnte jetzt in Kassel bei Verwandten und war als ehemaliger Kriminalbeamter und Parteigenosse nicht wieder im Dienst, sondern inzwischen als Materialverwalter am Staatstheater tätig. Mutter hatte sich nach Vaters Rückkehr mit den beiden Geschwistern illegal in den Westen abgesetzt und war zunächst bei Verwandten in Oberellenbach bei Bebra untergekommen.

Ab 20. April 1949 wurden in den Bataillonen Dystrophiebaracken eingerichtet, in die alle Unterernährten verlegt wurden. Die sollten mit besserer Verpflegung versorgt und aufgepäppelt werden. Ich schaffte mit meiner Größe von 180 cm damals auf der Waage knappe 48 kg, also 96 Pfund und wurde damit in den Kreis der unbedingt Bedürftigen aufgenommen.

Das bedeutete eine wesentliche Aufbesserung der Verpflegung mit der sogenannten Form 2: 50 g Brot mehr und dazu 20 g Butter, 10 g Zucker und 150 g Gemüse mehr pro Tag, das machte sich am laufend kontrolliertem Gewicht bald bemerkbar und schon nach kurzer Zeit hatte ich den Zentner wieder geschafft. Das Essen wurde für die Dystrophiker auch nicht in der Großküche, sondern im Lazarett und somit wesentlich besser, zubereitet.

Die neuen größeren persönlichen Freiheiten und Bewegungsmöglichkeiten innerhalb des eingezäunten Bataillons habe auch ich genutzt, um durch alle sich bietenden Betätigungen aus dem Trott des Gefangenseins herauszukommen. Da gab es für uns Ju-

gendliche die besonders interessanten Gespräche mit den erfahrenen Älteren über künftige Berufsaussichten und Ausbildungsmöglichkeiten.

Also zunächst nach Möglichkeit erst mal den Schulabschluss nachholen, wenigstens das Einjährige, also die Mittlere Reife machen, dann vielleicht in die Lebensmittelbranche gehen, Koch oder Bäcker werden - nie mehr Hunger haben! Lebensmittelchemiker wäre sicher auch nicht schlecht und wahrscheinlich besser bezahlt. Oder in die Landwirtschaft, vielleicht in die Gartenwirtschaft, da ist die Arbeit sicher nicht ganz so schwer. Bibliothekar war auch so ein interessantes Berufsziel. Also mit Literatur beschäftigen und vielleicht mal Bücher schreiben. Ständig gab es neue Pläne und wurden doch wieder verworfen.

Dann ergab sich für mich die Möglichkeit, in der Baracke die Funktion des Zeitungswartes zu übernehmen. Da hatte ich die Aufgabe, die fast täglich angelieferten Zeitungen zu verwalten und zu verteilen. Dabei bin ich auf den Gedanken gekommen, die in den Zeitungen enthaltenen Fortsetzungsromane oder Artikelserien herauszutrennen, zu sammeln und geordnet behelfsmäßig zusammenzufügen. Das gab dann schon bald ein sehr gefragtes Lesematerial und wurde reihum ausgeliehen.

Die Russen hatten natürlich bald mitbekommen, dass sich in den Bataillonen einige Aktivitäten entwickelten. Also erfolgten immer wieder Razzien und Filzungen, bei denen nach verbotenen Dingen gesucht wurde. Dafür oder besser dagegen entwickelte sich ganz schnell ein eigenes Warn- oder Alarmsystem. Sobald ein entsprechender Hinweis kam, da wurde nicht Achtung gerufen, sondern eine vereinbarte Zahl weitergegeben, und schon versuchte jeder, seine Utensilien irgendwo sicher zu verstecken. Über meiner Pritsche in der dritten Etage befand sich im Dach ein Lüftungsschacht mit einer schwenkbaren Klappe. Die hatte einen doppelten Boden. Ein Brett des Innenteils wurde vorsichtig so gelockert, dass man es schnell herausnehmen und wieder einsetzen konnte. Das war dann wie ein geheimer Schubkasten, in dem man allerlei verstecken konnte und wurde nie entdeckt.

Als Pimpf und Luftschutzmelder hatte ich in den letzten Kriegsmonaten auch eine Feldscherausbildung und konnte mich mit diesen Grundkenntnissen melden, als im Mai 1949 Sanitäter für das Lazarett gesucht wurden. Von 80 Gemeldeten wurden 16 angenommen und dazu zählte auch ich. Am 3. Juni wurden wir aufgerufen und siedelten in das Lazarett über. Noch am gleichen Tag erfolgte eine Untersuchung und Durchleuchtung, die bei mir eine Verschattung der Lunge ergab. Daraufhin wurde ich sofort mit drei weiteren Betroffenen in die TBC Beobachtungsstation verlegt. Nun hatte ich, wie viele meiner Kameraden, also auch die „Motten“. War das das Todesurteil? Es war ja bekannt, dass die Mehrzahl der Todesfälle auf Lungen TBC zurückgeführt wurde. Das war einer der ganz schlimmen Tage und schlaflosen Nächte meiner Haftzeit, die ich weinend und betend verbracht habe.

Ich lag nun im K 2 mit vielen TBC Verdächtigen, darunter auch mit Dr. Hermann Priester, den ich schon seit Bautzen kannte und der sich meiner gleich sehr väterlich annahm.

Er war immer einer derjenigen, die wir Jüngeren stets als honorige Respektsperson geachtet haben. Da gab es ihm gegenüber auch nie das sonst so übliche „Du“.

Mitten in dieser Zeit voller Angst und Sorgen erhielt ich, wie schon beschrieben, endlich am 19. Juni 1949 die Antwort auf meinen ersten Brief vom 12. April und bekam dann noch mal am 08. August lang ersehnte Post meiner Eltern.

Am 22.08.1949 hatte ich erneut Gelegenheit, zu schreiben. Dieser Brief wurde anscheinend nach entsprechender Zensur mit fremder Handschrift neu adressiert und dabei auch mit dem Vermerk „Amerikanische Zone“ versehen und mit Poststempel

14.10.49 abgeschickt. Die Bearbeitung bei der Poststelle dauerte also fast 2 Monate. Als ich diesen Brief schrieb, saß der wohl Jüngste aus unserem Bataillon ganz in meiner Nähe und schaute mir interessiert zu. Er war klein, schwächig, noch keine 14 Jahre alt und gehörte zu den „Werwölfen“ aus Sonneberg und Umgebung. Immer sehr schüchtern, war er mir bis dahin überhaupt noch nicht aufgefallen. Er hieß Lothar Greiner Pachter und stammte aus der Glasbläserstadt Lauscha in Thüringen. Als ich meinen Brief beendet hatte, kam er zu mir und sprach mich zunächst mit ganz belanglosen Dingen an, aber ich spürte doch, dass er etwas auf dem Herzen hatte. Dann fasste er all seinen Mut zusammen und fragte mich, ob ich bereit wäre, für ihn einen Brief an seine Mutter zu schreiben. Da wurde mir sein bisheriges Verhalten auf einmal klar, denn er gestand mir, dass er nicht schreiben könne. Den Gefallen tat ich ihm natürlich gern und schrieb in seinem Namen an die Mutter in Lauscha. Lothar hatte TBC und wurde nach meiner Erinnerung bald auf die Schwerkrankenstation verlegt. Ich habe dann nie wieder etwas von ihm gehört, aber er blieb mir doch als kleiner, schwächlicher und hilfloser Junge immer und bis heute in Erinnerung.

In der Beobachtungsstation erhielten wir fortan TB Kost nach Form 1 mit besserer Qualität, die auch bald zur Gewichtszunahme führte. Kurt Oertel war inzwischen bei einem Arbeitskommando und hatte auch Zutritt zum Lazarett. Dabei konnte er mich gelegentlich besuchen und versorgte mich mit Papier und Lesematerial, so wie ich es mal angelegt hatte.

Von der Baracke aus hatte ich Gelegenheit, hin und wieder über den trennenden Zaun mit Hans Meier, Horst Friessner und Günter Taubert zu sprechen. Joachim Walter lag ebenfalls seit März 1949 mit TBC im Lazarett, hatte zwei Blutstürze und bekam einen Pneu. Helmut Megert war zur gleichen Zeit in der Schwerkrankenstation, Bau 43.

Bis Ende August 1949 hatten sich bei wiederholten Untersuchungen im Gegensatz zu anderen Kameraden keine Aktivitätszeichen meiner TBC ergeben.

Im September 1949 sollten wir zum Aufbau Spritzen bekommen. Dabei handelte es sich um Calcium Chloritum, das sich in einem größeren Glasbehälter befand. Die Spritzen wurden von einem älteren ebenfalls inhaftierten deutschen Arzt verabreicht. Es standen offensichtlich nicht genügend Spritzen zur Verfügung, denn es wurde nur mit einer Spritze gearbeitet, die jeweils über einer Spiritusflamme sterilisiert wurde, bevor damit das Medikament aus dem Behälter gesaugt und in eine Armvene gespritzt wurde. Das ging dann so Mann für Mann. Der Arzt war sehr unsicher und seine Hände zitterten bei jedem Einstich. Wir sollten uns melden, wenn wir dabei einen brennenden Schmerz verspürten.

Den verspürte ich dann auch nach der 2. Spritze, als diese aber schon leer war. Ich bekam nach kurzer Zeit sehr heftige Schmerzen und hohes Fieber. Am folgenden Tag wurde der Arm, der inzwischen stark geschwollen war, in eine Schiene gelegt und nach oben an die Decke gebunden. Kalte Kompressen sollten Linderung bringen. Da ich nicht mehr aufstehen konnte, hat das mein Bettnachbar, Pfarrer Horn aus Freiburg/Sachsen, übernommen. Er saß Tag und Nacht neben mir um die Kompressen zu wechseln und mich mit Gesprächen abzulenken und aufzumuntern. Gerade diese Gespräche und seine Hilfsbereitschaft haben mir in diesen schweren Stunden bei ständig hohem Fieber und heftigen Schmerzen sehr viel Kraft und Mut zum Durchhalten gegeben. Pfarrer Horn war es, der mir damals den Rat gab, wenn ich je herauskäme, alles, was ich in dieser Zeit erlebt und erlitten habe, mit allen Einzelheiten aufzuschreiben. Das wäre die beste Möglichkeit, alles ertragene Leid aufzuarbeiten und keinen seelischen Schaden zu nehmen. Das habe ich dann auch im Sommer 1950 nach meiner Entlassung bei einem Aufenthalt in einer Lungenheilstätte in Lippoldsberg umgesetzt und damit den Grundstein für „Mein Weg durch das dritte Reich - bis zum bitteren Ende“ gelegt. Er war und ist auch heute noch für mich ein leuchtendes Beispiel an christli-

cher Nächstenliebe und Opferbereitschaft, die er auch anderen gegenüber bewiesen hat.

Im Gegensatz zu jenem katholischen Pfarrer, der seinerzeit im Bataillon 3 heimlich Andachten gehalten und sogar Beichten abgenommen hat. Dafür nahm er Brot und Zucker und das fiel auf, als Kameraden misstrauisch geworden, unter seinem Kopfkeil auf der Pritsche Mengen an verschimmeltem Brot fanden. Kurz darauf fand er sich übel zugerichtet und sehr nass in der Waschköje wieder und wurde dann von allen gemieden.

Nachdem alle Bemühungen um Linderung meiner Beschwerden auch am 3. Tag keinen Erfolg brachten und meine Temperatur immer über 40° lag, wurde ich in die chirurgische Abteilung des Lazarettes, Bau 3, verlegt. Dort diagnostiziert der Chefarzt Dr. Keller eine Phlegmone, die eigentlich von selbst aufgehen und auseitern sollte. Wenn nicht, dann müsste operiert werden. Am 17. September hatte sich mein Zustand mit hohem Fieber weiter verschlechtert und ich begann zu fantasieren, glaubte mich meinem Ende schon sehr nahe. Joachim Walter hatte mich noch einmal besucht, er lag ja auch noch im Lazarett und ich konnte ihm sagen, dass ich nun operiert werden soll. Grüß meine Eltern, wenn es schief geht!

Ich kam in den OP und Dr. Keller beriet sich nochmals mit anderen Ärzten. In Uniform kam ein russischer Arzt dazu, dessen Entscheidung wohl abgewartet werden musste. Der entschied nach kurzer Betrachtung meines dicken Armes: „Abmachen“ und verschwand. Ich bekam das alles mit und bat den Dr. Keller, den Arm bitte nicht abzunehmen und etwas anderes zu versuchen, sonst wollte ich lieber gleich sterben.

Die Ärzte berieten erneut und entschieden dann doch auf „Schneiden“. Ich bekam eine Spritze zum Beruhigen, die wohl wegen der vorher verabreichten Schmerzmittel nicht wirkte, dann einen Ätherrausch und ich zählte zur Ungeduld der Ärzte bis 48, mochte aber nicht mehr reden, bekam doch noch alles mit, was um mich herum passierte. Was dann geschah, habe ich erst später erfahren. Ich lag am nächsten Morgen im Gang auf einer Pritsche und wurde von einem fremden Menschen unheimlich laut mit den Worten angesprochen: Gott sei Dank, du hast es geschafft! Dann fiel ich wohl wieder in einen langen tiefen Schlaf und wachte erst am späten Nachmittag in einem Bett im Blauen Saal einer Schwerkrankenstation wieder auf. Dort lagen zwölf Mann. Mein Arm lag in einer Schiene an die Decke gebunden und der Verband war durchblutet. Mein Arm war also noch dran, Gott sei Dank!

Ein Sanitäter kümmerte sich sehr um mich, das war der, der mich auf dem Gang so angeschrien hatte. Mit Schmerzmitteln und Kochsalzlösung wurde ich versorgt, aber an Essen war zunächst nicht zu denken. Beim ersten Verbandswechsel erkannte ich das ganze Ausmaß der Operation. Da waren einige Löcher in meinem linken Arm, eine große offene Wunde und es steckten da auch noch Schläuche drin. Dr. Keller eröffnete mir, dass er mit der Operation leider nicht fertig geworden sei, da mein Herz ausgesetzt hätte. Daher hätte man abgebrochen und abgewartet, ob ich es überstehe. Auf der Wachstation, das war auf dem Gang, hätte ein Sanitäter bemerkt, dass ich wieder zu mir gekommen sei. Den Rest der Operation müsste ich nun ohne Narkose über mich ergehen lassen. Den Arm hätte man wohl gerettet, auch wenn er wahrscheinlich steif bleiben würde. Die Nachoperation, mit Ausräumen der Wunden und Verbinden von Gefäßen, erfolgte dann bei vollem Bewusstsein, aber nahezu schmerzfrei und ohne neue Komplikationen.

Dr. Keller, der als Truppenarzt bei der SS in Norwegen tätig gewesen sein sollte, wurde angeblich zusammen mit anderen Ärzten bei Kriegsende von den Engländern an die Russen ausgeliefert. Er hatte mich, als einen der Jüngsten auf der Station, wohl auch wegen der Komplikationen bei der Operation besonders ins Herz geschlossen und mir in der Folgezeit manchen Vorteil verschafft.

Robert Fricke war jetzt mein Bettnachbar. Wegen einer Thrombose hatte man ihm ein Bein amputiert. Es ging ihm sehr schlecht und wir haben während der ersten Tage kaum ein Wort miteinander gewechselt. Seine Essenrationen hat er mir, sobald ich wieder Hunger hatte, in dieser Zeit förmlich aufgedrängt, weil er keinen Appetit hatte und ich schnell wieder auf die Beine kommen sollte. Robert Fricke war es, der mir damals dringend geraten hat, meinen Arm von dem Seilzug an der Decke öfters mal abzuhängen, um ihn zu bewegen. So würde die drohende Versteifung vermieden und die Wunde würde nicht so schnell zuheilen. Das war vom Vorteil, da ich hierdurch die Möglichkeit hatte, möglichst lange im Lazarett zu bleiben. Also wurde fleißig Armbeugen geübt, obwohl mir der Doktor und der Sanitäter immer wieder sagten, ich solle den Arm schön ruhig da oben hängen lassen.

Nach sechs Wochen erhielt ich erstmals die offizielle Erlaubnis, den Arm abzuhängen und für eine halbe Stunde an die frische Luft zu gehen. Der Arm wurde zwar noch in eine Winkelschiene gepackt, aber ich konnte mich auch als Einziger im Saal so bewegen, dass ich alle möglichen Hilfeleistungen und Handreichungen als Stubenfax verrichten konnte.

Als Stubenfax machte ich mich quasi selbst zum Hilfssanitäter. Als solcher war ich ja eigentlich vor Wochen in das Lazarett gekommen. Nun leerte ich Urinflaschen und Pfannen, half beim Füttern oder Bettenmachen, wickelte zusammen mit einem anderen Kameraden die gewaschenen Binden und versah die Wachen bei frisch Operierten oder bei denen, die auf ihrem letzten Weg waren und war auch bald zuständig für die täglichen Meldungen der Belegstärken. Bald hatte ich erkannt, dass man dabei auch mogeln konnte, um entsprechend mehr Verpflegungsrationen für die Station zu erhalten. Durch meine Tätigkeit gewann ich, unterstützt von Robert Fricke, meinem neuen Ziehvater, viele Sympathien bei den Ärzten und Sanitätern, die ihrerseits darauf bedacht waren, mich recht lange dort zu behalten. Für mich zahlte sich dieser Einsatz aber nicht nur in der Anerkennung, sondern insbesondere auch bei der Verpflegung aus und mein Gesundheitszustand besserte sich bis auf die offene Wund am Arm zusehends.

Nahe unserer Krankenstation befand sich auch eine Baracke, in die die täglich verstorbenen Kameraden verbracht und von dort in Papiersäcke gehüllt in einem Pferdewagen abtransportiert wurden. Meist im Morgengrauen oder am späten Abend konnten wir nach den Geräuschen beim Aufladen der Toten die täglichen Stückzahlen der Verstorbenen zählen. Das schwankte immer zwischen 20 und 60 Toten, sagte aber doch nichts Genaues über die tatsächlichen Sterbeziffern aus, denn es gab sicher auch noch andere Sammelstellen.

Wiederholt wurde die Krankenstation auch von russischen Ärzten oder Offizieren kontrolliert und dabei schon mal angeordnet, dass der Eine oder Andere als genesen in sein Bataillon zurückverlegt wurde. Lange Zeit hatte ich, nicht zuletzt wegen Fürsprache des Dr. Keller, die Möglichkeit meinen Aufenthalt im Lazarett zu verlängern, weil die Wunde an meinen Arm einfach nicht heilen wollte und das Tragen der Schiene an meinem Arm noch notwendig war.

Die Zeit verging im Flug und schon wieder stand Weihnachten vor der Tür. Ich bekam auch noch einmal Post von den Eltern, die hatten inzwischen in dem fast total zerstörten Kassel eine Bleibe in einem Mansardenzimmer gefunden.

Am Heiligen Abend 1949 veranstalteten wir in unserem Blauen Saal eine richtige kleine Weihnachtsfeier, sogar mit einem Weihnachtsmann. Kleine Geschenke, Basteleien oder Stickereien wurden ausgetauscht und auch aufgesparte Brotrationen. Dann lag bei uns auch ein alter russischer Emigrant aus St. Petersburg, der dort als Opernsänger tätig war und jetzt von den Russen belangt wurde, weil er in einem Fronttheater für die

deutsche Wehrmacht gearbeitet hatte. Stämmige Figur, einen schlohweißen Bart und eine Stimme, einen Bass! Er trug nicht nur einige Lieder vor, sondern hatte auch noch viele Geschichten und den unendlich langen Witz vom Vögelchen und dem Samowar auf Lager.

Nico Wenz, ehemaliger Generaldirektor der BHG - Berliner Handels Gesellschaft - hielt eine uns sehr ergreifende und sehr mutige Ansprache mit erstaunlicher Offenheit, die ihm bei entsprechender Denunziation sicher eine harte Strafe eingebracht hätte.

Dr. Hermann Priester hatte mir zum Dank für manche Hilfeleistung ein Bild der Wartburg zur Erinnerung an Thüringen auf einem Stück hellem Zementpapier gemalt.

Weihnachten 1949, im Blauen Saal des Baues 3 im Lazarett des Sonderlagers 7 Sachsenhausen. Später wird man wohl mal sagen: Bei aller Not und allem Elend, das war Weihnachten! Am 25. Dezember 1949 besuchte Bischof Dibelius das Lager. Dafür wurden in allen Bereichen bereits Tage vorher Vorbereitungen getroffen. Es wurde auf peinliche Ordnung geachtet und sogar an einigen Stellen Tannenbäume - ohne Schmuck - aufgestellt. Die Kirche fand in der Theaterbaracke statt. Dort war Heinrich George vor seinem Tod noch als Postmeister aufgetreten.

Zum Kirchenbesuch und Predigt des Bischof Dibelius waren wieder nur ausgesuchte ältere Inhaftierte zugelassen, die hierfür auch noch besonders eingekleidet wurden. Aus dem Lazarett durfte niemand teilnehmen.

In den uns zur Verfügung stehenden Zeitungen konnten wir dann den Bericht des Herrn Dibelius über den Eindruck, den er vom Lager Sachsenhausen gewonnen hatte, nachlesen. Er hat wohl einen recht guten Eindruck vom dortigen Strafvollzug gewonnen. Das war eine einzige Enttäuschung oder war er wirklich so naiv, sich so täuschen zu lassen?

Mit dem Jahreswechsel 1950 tauchten erneut Gerüchte über angebliche Entlassungen oder bevorstehende Verlegungen auf. Eine Kommission russischer Offiziere sei angeblich dabei, unsere Akten zu überprüfen. Erstmals besichtigte eine Abordnung der Volkspolizei verschiedene Lagereinrichtungen und das gab den Gerüchten neue Nahrung. Wir hörten, dass in der Schneiderei Hochbetrieb herrsche und dort Mäntel, Anzüge und Hemden genäht würden.

Anfang Januar ging eine Nachricht des DDR Rundfunks, die über die Lautsprecher zu hören war, wie ein Lauffeuer durch das Lager. Danach sollte der größte Teil der bisher Internierten entlassen und der Rest den DDR Gerichten zur Aburteilung übergeben werden. Die Lager Buchenwald und Sachsenhausen würden aufgelöst. 5000 Strafgefangene sollten entlassen und die verbleibenden ca. 10.000 den deutschen, also DDR Behörden, zur Strafvollstreckung übergeben werden.

Bereits am 08. Januar 1950 wurden die ersten Internierten entlassen. Täglich folgten etwa 200 Aufrufe. Schon bald hatte sich herausgestellt, wie ein Aufruf zu bewerten war. Namensaufruf „Mit Strohsack!“ bedeutete Verlegung, also Vorbereitung zum Transport in ein anderes Lager. Namensaufruf „Ohne Strohsack!“ entsprach, fertig machen zur Entlassung. Der Begriff richtiger Dampfer oder falscher Dampfer machte die Runde.

Auch die Auflösung des Lazarettes wurde bis auf Schwerstkranke eingeleitet. Dr. Keller, der mich so lange dort gehalten hatte, teilte mir nach einer Kontrolle durch die Russen schweren Herzens mit, dass ich nun meine Sachen packen müsse. Zuvor konnte ich ihm zu seinem Erstaunen beweisen, dass ich meinen Arm doch bewegen konnte. Die Wunde war jedoch noch nicht verheilt.

Helmut Megert aus unserer Gruppe, der schon seit längerer Zeit als hoffnungslos aufgegeben war, starb am 10. Januar 1950 in der Baracke 43. Ich kam in die Baracke 9 zurück und vermisste dort etliche Kameraden. Krankheiten, insbesondere die TBC,

hatten in den letzten 7 Monaten große Lücken gerissen. Kaum hatte ich mich eingerichtet, wurde das ganze Bataillon in den Bereich des Bataillons 3 verlegt. Dort kam ich nach Aufruf in die Baracke 53. Angeblich war das früher die Ausländer- und Künstlerbaracke, die auch besser eingerichtet war. Zweistöckige Pritschen, die auch einzeln standen, mehrere Tische, Bänke und Spinde. An der Wand neben meinem neuen Bett fand ich Hinweise, dass Heinrich George, der große Schauspieler, darin gelegen hatte. Es gab auch einen Vermerk über seinen Todestag.

Kompanieführer war jetzt Adolf Flach, ein ehemaliger Bannführer, der mich sofort als seinen Adjutanten eingesetzt und zum Sanitäter ernannt hat. In dieser Funktion war ich nun ständig beschäftigt, konnte mich auch zwischen den Bataillonen auf dem täglich mehrmaligen Weg zum Lazarett als Begleiter recht frei bewegen. So hatte ich auch Gelegenheit, meinen Ziehvater Robert Fricke öfter zu besuchen.

Die Entlassung der Internierten wurde plötzlich wieder eingestellt, dagegen erfolgten nun fast täglich Aufrufe der Strafgefangenen. Zu unterschiedlichen Zeiten, meist aber morgens, erschienen russische Wachposten, ließen das Bataillon antreten und verlasen einzelne Namen. Dann kam der spannende Augenblick. Hieß es mit oder ohne Strohsack, also Entlassung oder nicht. Die mit Strohsack Aufgerufenen mussten sofort in das 5. Btl. umziehen. Es gab keinen Hinweis darauf, nach welchen Kriterien die Auswahl erfolgte. Auffällig viele Werwölfe waren unter denen, die nicht zur Entlassung kamen.

Unter den Ersten aus unserer Gruppe, die auf den falschen Dampfer kamen, also mit Strohsack antreten mussten, waren Hans Meyer und Wolfgang Zeinert. Dagegen zogen Horst Friessner, Joachim Walter, Wilfried Brückner und Günter Taubert das bessere Los und kamen zur Entlassung.

Nachdem Adolf Flach auch entlassen wurde, hat man mich zum Kompanieführer gewählt, womit immer einige organisatorische Aufgaben verbunden waren, die einen den ganzen Tag über in Anspruch nahmen.

Als Helmut Megert zur Entlassung aufgerufen wurde, wusste ich, dass er kurz vorher verstorben war. Sollte ich das dem Posten melden? Nein, ich tat es nicht, um zu vermeiden, dass ich damit als möglicher Informant gelten könnte.

Am 03. Februar 1950 erfolgte innerhalb des Lagers die nächste Verlegung. Wir kamen zurück in das Bataillon 4 und ich dabei wieder in die alte Baracke 9, aber nun in die rechte Seite, mit neuem Platz im ersten Block 3. Etage. Meine letzten Aufgaben waren inzwischen bekannt und so hat man mich mit einem neuen Begriff „Fourier“ titulierte, aber gleichzeitig weiter als Sanitäter eingesetzt. Als Fourier war ich zuständig für die Verteilung von 500 Essenportionen an die Dystrophiker (Unterernährten) im Bataillonsbereich und damit auch für die täglichen Stärkemeldungen. Dabei bestand wegen der ständigen Abgänge schon mal die Möglichkeit zu mogeln und einige Portionen mehr für die Mannschaft herauszuschlagen, was sich dann in einer größeren Anzahl von Nachschlägen bemerkbar machte.

Bei den Aufrufen zur Entlassung oder Verlegung wurde herausgefunden, dass die Russen mit den Listen der Namen immer in gleicher Reihenfolge von einem zum anderen Bataillon gingen. Zum Verlesen musste jeweils angetreten werden. Dabei wurden alle auf der Liste stehenden, nach russischem Alphabet geordneten, Namen genannt und so konnte man feststellen, wer evtl. auch aus anderen Bereichen oder aus dem Lazarett und wofür aufgerufen wurde.

Am 7. Februar 1950 wurde wieder vor versammelter Mannschaft zur Entlassung aufgerufen. Der Buchstabe B war schon durch, als ich den Namen Robert Fricke, also meines väterlichen Freundes aus dem Lazarett hörte. Also eilte ich ungeachtet der gerade wieder einmal verhängten Lagersperre mit meiner Armbinde als Sanitäter wegen

Notfall zum Lazarett, um Robert zu informieren, denn bis die Russen mit ihrer Liste dorthin kommen, würden sicher noch 2-3 Stunden vergehen.

Robert konnte die Nachricht nicht fassen und glaubte zunächst an einen Scherz. Es dauerte, bis ich ihn überzeugen konnte und half seine Habseligkeiten zusammen zu räumen, denn er war ja noch bettlägerig und hatte Probleme sich mit den Krücken zu bewegen. Ich prägte ihm auch die Adresse meiner Eltern noch mal ein, damit er diesen nach seiner Heimkehr nach Bad Gandersheim von mir berichten konnte.

Mitten in dieses Gespräch kam ein zweiter Sanitäter unseres Bataillons ganz aufgeregt und suchte mich mit den Worten: „Wo bleibst du bloß, du wirst überall gesucht, denn Du bist nachträglich zur Entlassung aufgerufen und die anderen stehen schon angetreten vor der Baracke!“ Wirklich ?? Unfassbar !! Also kurzer Abschied von Robert und im Laufschrift zurück ins Bataillon.

Da standen die anderen Entlassungskandidaten tatsächlich schon angetreten. Einer hatte meinen Strohsack schon ausgeschüttet - das musste man - und meine Utensilien waren auch schon zusammengerafft. Die brauchte ich ja mit ziemlicher Sicherheit nun nicht mehr. Alle für die Zurückbleibenden noch nützlichen Vorräte an Brauchbarem schnell verschenkt. Eine ehemalige Tarnuniform, die ich zuletzt trug, ausgezogen, die alten Klamotten, die ich vier Jahre getragen hatte und Vaters alten Wintermantel an, die anderen Klamotten unter den Arm, das war eins. Schnell noch ein Zuruf: „Auf Wiedersehen in der Freiheit“ in die Reihe der Wartenden eingereiht und los ging der Marsch der kleinen Truppe in die Sammelbaracke 6.

Fragen kamen auf und nach den bisherigen Erfahrungen Misstrauen. Werden wir tatsächlich entlassen? Was könnte noch passieren? Werden auch welche in den Westen entlassen? Nein bestimmt nicht, nur in den Osten! Vorsicht vor der sicher kommenden Filzung!

Aus der Sammelbaracke wurden wir dann umgehend in den Kreuzbau, einem kleinen Gefängnis innerhalb der ersten Zone, nahe dem Haupteingang, verlegt und dort in offenen Zellen untergebracht. Das sollte nun wohl die letzte Station im Sonderlager 1 Sachenhausen werden. Jedem wurde für die weitere Prozedur eine Nummer zugeteilt. Dann begann wieder das lange Warten und Fragen „Was machst du nach der Entlassung“? Die einen: „Sofort in den Westen“, die anderen: „erst mal untertauchen und nichts erzählen“.

Vor einiger Zeit war einer Gruppe von Internierten die Flucht aus dem Lager durch einen gegrabenen Tunnel gelungen. Darunter sollen auch einige Prominente gewesen sein. Sogar ein Name wurde damals genannt: Koffer Mädler, Inhaber eines großen Lederwarengeschäftes in Leipzig und Berlin. Die sollten sich damals angeblich bei der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit in Berlin gemeldet haben. Das wiederum war im Lager bekannt geworden, als ebenfalls Internierte sich einen Rundfunkempfänger gebastelt und Nachrichten von RIAS Berlin abgehört hatten. Auf diesem Weg war durch Mund zu Mund Propaganda im Lager bekannt, dass man sich nach der Entlassung sofort nach Westberlin begeben und im Schöneberger Rathaus melden sollte.

Also wurde untereinander verabredet: Erstes Ziel, das Schöneberger Rathaus, dort findet man Hilfe.

Zunächst begannen dann die Schönheitsreparaturen. Die schlechtesten Kleidungsstücke und Schuhe konnten getauscht werden, wir wurden rasiert und hatten Gelegenheit zum Duschen und Waschen. Auch Robert Fricke war inzwischen eingetroffen, hatte aber eine wesentlich höhere Abfertigungsnummer. Also vorsorglich: Treffpunkt Schöneberger Rathaus oder beim Kampfbund gegen Unmenschlichkeit!

Vor der Entlassung sollte jeder noch einmal sehr gründlich gefilzt werden. Also alles

wegwerfen, was irgendwie auffallen könnte. Das war bei mir eine Namens und Adressenliste verstorbener Kameraden, um Angehörige zu benachrichtigen. Also noch mal durchlesen und einprägen, dann zerreißen und ab damit in die Toilette. Und dann hatte ich mir sogar eine Briefmarkensammlung angelegt, war ja schon vor meiner Verhaftung Sammler und hatte ungeahnte Schätze aus Großvaters Feldpost vom Boxeraufstand in China. Also hatte ich mir von allen Bekannten, die Post erhielten, die Umschläge oder Briefmarken erbettelt und ein Album aus Zementsackpapier, sogar mit Einsteckleisten, gebastelt. Da hatte ich neben den Westmarken sogar welche aus Österreich, England und Amerika! Würde ich damit auffallen? Also schweren Herzens vernichten und ab in die Toilette. Ebenso eine scharfe Klinge und meine Strick- und Sticknadeln.

Nach den offiziellen Zeitungsmeldungen sollte jeder nach der Entlassung dahin fahren können, wohin er wollte. Doch Vorsicht, warnten die Gefühle, angeblich sollten die zurückgestellt werden, die in den Westen wollten.

Nach einer vor Aufregung schlaflosen Nacht wurden wir zunächst, wie erwartet, gründlich gefilzt - also durchsucht - zur Verwaltung gebracht und zur Ausstellung der Entlassungspapiere aufgerufen. Ich kam zu einer russischen Offizierin, die gut deutsch sprach. Sie hat mich in ihrem Aussehen später an die Israelin Golda Meir erinnert und hatte meine Häftlingsakte zur Hand. Ich wurde nach Wertsachen gefragt oder nach Dingen, die mir bei der Verhaftung abgenommen wurden. Lieber frei, als darauf bestehen, dachte ich, obwohl mir an Großvaters Goldener Taschenuhr schon gelegen war. Nein sagte ich, ich vermisse nichts. Sie blätterte meine Akte durch, fand aber offensichtlich nichts Auffälliges.

Dann wurde ich gefragt, wohin ich fahren wollte, also wohin ich entlassen werden sollte. Jetzt kam wohl die Entscheidung. Ich nannte den Ort Oberellenbach - wo meine Mutter nach der Flucht in den Westen mit den Geschwistern untergekommen war. Sie wollte wissen, in welchem Land und bei welcher Stadt der Ort liegt und ich stellte mich zunächst unwissend. Darauf ging sie mit mir in ein Nebenzimmer zu einer großen Landkarte von Deutschland und ich musste den Ort Oberellenbach suchen.

Dabei ergab sich dann natürlich, dass dieser bei Rotenburg an der Fulda, also hinter der Grenze, im Westen lag. Darauf die Frage: „Sie wollen also zu den Amerikanern nach Westdeutschland gehen, zu ihren Freunden?“ „Nein“, meine Antwort, „ich will in meine Heimatstadt Gera gehen“. Sie überlegte längere Zeit und sagte dann lächelnd: „Bürschchen, das ist auch besser so, eine gute Entscheidung!“ Dann schrieb sie mir meinen Entlassungsschein aus, verfügte, dass ich 30 Ostmark und für 3 Tage Marschverpflegung erhielt. Mit der freundlichen Ermahnung, nie wieder straffällig zu werden und einem Blick, der mir sagte, dass sie genau wusste, wohin ich gehen werde, wurde ich von ihr verabschiedet.

Nachdem die Gruppe von nunmehr dreißig Entlassenen abgefertigt war, wurden wir in einen Saal geführt und dort von einem Offizier der Volkspolizei als freie und gleichberechtigte Bürger der Deutschen Demokratischen Republik begrüßt. Wir sollten uns aktiv am Aufbau des Sozialismus beteiligen und uns damit für unsere früheren Vergehen rehabilitieren. Das sei unter anderem durch einen Arbeitseinsatz in einem der bedeutendsten Industrieunternehmen Wismut in Aue möglich. Dieser Hinweis gab Anlass zu der Befürchtung, dass man uns vielleicht gleich abfangen und dorthin bringen könnte.

Endlich durften wir in einen bereitstehenden uralten und klapprigen Bus einsteigen, der Schlagbaum ging hoch und das große Außentor öffnete sich. Von immer noch mit Maschinenpistolen bewaffneten Wachposten begleitet, ging die Fahrt zum Bahnhof Oranienburg, wo wir beim Aussteigen von einer großen Menschenmenge empfangen

wurden. Da standen einige hundert Frauen, Männer und Kinder, hielten Bilder und Plakate hoch mit den Fragen: "Wer kennt, wo ist..? Durch das Spalier der Russen, die uns noch ein letztes „Doswidanja“ zuriefen, bahnten wir uns einen Weg. Immer wieder nach Namen und Herkunft befragt, konnte nur selten eine Antwort gegeben werden. Fragende Augen voller Hoffnung, Bangen und Verzweifeln begleiteten uns und manchmal wurde uns auch auf die Schultern geklopft. - So schnell wie möglich weg hier, war die Devise, bevor uns die Vopos eventuell zum Arbeitseinsatz bei Wismut abfangen.

Zwei Berliner, die mit mir entlassen wurden, kannten sich hier aus. Mit der S-Bahn konnte man damals noch ziemlich ungehindert in den Westsektor fahren. Also wurde zunächst vom Entlassungsgeld eine Fahrkarte erworben und dann ein Zug Richtung Schöneberg ausgemacht. Der stand schon am Bahnsteig und wir fanden auch gleich ein leeres Abteil. Aber nicht lange, denn es setzte sich bald ein Bahnbeamter zu uns, der uns gleich darauf aufmerksam machte, dass wir in einem Dienstabteil sitzen. Dabei ließ er es jedoch bewenden, denn fortan herrschte eisiges Schweigen. Er hatte sicher erkannt, woher wir kommen. Nach längerer Fahrt sprach er uns schließlich an und sagte: „Wer zum Schöneberger Rathaus will, der muss jetzt aussteigen“. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, die beiden Kumpanen fuhren weiter und ich stand nun verlassen und ratlos auf dem Bahnsteig. Schon komisch, nach vier Jahren sagte mir plötzlich keiner, was ich jetzt tun muss oder wohin ich gehen soll. Ich war ja frei!

Also ging ich erst einmal die Treppe hinab zu einer sehr belebten Straße und staunte über den Verkehr, vor allem die vielen Autos, die in rasantem Tempo vorbeirauschten.

Eine freundliche Verkehrspolizistin, die den Verkehr am Fußgängerüberweg regulierte, hatte mich schon länger beobachtet und mich nach meinem Aussehen sicher zunächst als lumpigen Penner eingestuft. Nach einiger Zeit verließ sie ihren Posten und fragte im Berliner Dialekt: „Mann wo kommst Du denn her, wo willst du hin?“ Als ich ihr erklärte, dass ich vor zwei Stunden aus dem Lager Sachsenhausen entlassen wurde und nun Hilfe im Schöneberger Rathaus suche, sagte sie spontan: „Mann, komm ick bring Dir hin“, hakte mich unter und begleitete mich so bis zum Schöneberger Rathaus. Dort verabschiedete sie sich mit den Worten: "So, nun seh zu, dass de weiter kommst und genieß de Freiheit!"

Bis ich in diesen Genuss kam, war noch ein langer, beschwerlicher aber auch sehr erlebnisreicher Weg durch Behörden, Verwaltungen und Hilfsorganisationen zu bewältigen, bei denen ich, wie auch seitens der Berliner Bevölkerung, zusammen mit vielen Leidensgenossen ein großes Maß an Hilfsbereitschaft und Unterstützung fand.

Das begann schon während der ersten, kostenlosen Straßenbahnfahrt vom Schöneberger Rathaus zu einer Notunterkunft, bei der ich im dichten Gedränge wieder wegen meines Aussehens einigen Leuten auffiel, die alle wissen wollten, woher ich denn kam und wie es da war. Ob meine Eltern oder Verwandten wüssten, dass ich entlassen sei, fragte mich ein älterer Herr. Das war natürlich noch nicht der Fall. Spontan erklärte er sich bereit, die Benachrichtigung sofort kostenlos per Telegramm zu übernehmen. Am nächsten Morgen lag das auch tatsächlich bei meinem Vater auf dem Schreibtisch im Staatstheater in Kassel!

Nach einer wahren Odyssee, einschließlich Flug mit einer britischen Militärmaschine DC2 nach Hamburg, stand ich am 9. März 1950 frühmorgens nach vier Jahren Haft unter unmenschlichen Bedingungen in den verschiedenen sowjetischen Straflagern meinen Eltern und Geschwistern wieder gegenüber.

Aufgrund des Gesetzes der Russischen Föderation vom 18.10.1991 über die Rehabilitation der Opfer von politischen Repressionen wurde ich, wie meine Freunde, einschließlich des hingerichteten Helmut Meyer, am 25. März 1995 von dem Russischen Militäröverstaatsanwalt rehabilitiert. Damit schloss sich mein Weg durch das Dritte

Reich. Die Wunden sind verheilt, die Narben werden bleiben.

Nach Angaben der sowjetischen Militär-Administration aus dem Jahr 1990 wurden in den zehn Speziallagern in der damaligen sowjetischen Besatzungszone, späteren DDR, in der Zeit von 1945 bis 1950 122.671 Männer und Frauen interniert oder verurteilt. Davon sind in der gleichen Zeit 42.889 verstorben und es wurden 756 Todesurteile ausgesprochen.

Die Opferverbände gegen den Stalinismus ermittelten dagegen mindestens 200.000 Internierte und Verurteilte, von denen mehr als 50.000 verstorben sind.

Wachung

Manchmal, mitten in der Nacht,
bin ich auf einmal aufgewacht:
Da stehen im Dunkel, Mann für Mann,
die Kameraden und sehen mich an.
Du, der neben mir gestorben,
Du, der im Dreck des Lagers verdorben,
Du, der mit mir sein Brot geteilt,
Du, der meine Wunden geheilt,
der füllte da mit den tiefen Falten,
der Junge, mit dem ich Zwiegespräch gehalten,
Der Krüppel, der mir noch nachgehinkt,
alle, die mir nachgewinkt,
alle, die da hinten geblieben,
als ich heimgekehrt zu den Lieben—
Da stehen sie alle, Mann für Mann
stehen und starren mich schweigend an,
schweigend, nur die Stugen schrei'n,
schreien und lassen mich nie allein,
schreien von drüben Mann für Mann,
durch den Stacheldraht mich an,
mahnen und fragen mich immerzu:
Und was tust da draußen?— Du?



Legende:

- 1 – Kommandantenhof (Massengräber)
- 2 – Zone II
- 3 – Durchgang zwischen Zone I und Zone II
- 4 – Frauenlager in der Zone II
- 5 – Gefängnis
- 6 – Karzer in der Zone II
- 7 – Frauenlager in der Zone I
- 8 – Vorzone (sowjetischer Kommandanturbereich)
- 9 – Zone I
- 10 – Lazarett
- 11 – Industriebhof (Werkstätten)
- 12 – Gärtnerei

Abb.17: Speziallager Sachsenhausen, sowjetischer „allgemeiner Plan des Lagers“, 1946/47

Bescheinigung

Hiermit wird bescheinigt, dass Herr, Bing Erich 17.2.1930.
(Vor- und Zuname)
 aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Gera.
Göbenstr. 33. Land Thüringen befindet.
(genaue Adresse)

Diese Bescheinigung berechtigt Obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. Als Personal-
 ausweis kann sie nicht dienen.

„8. Februar 1950.



Landespolizeichef

des Landes Brandenburg

i.V. [Signature]

288705

Telegramm

Deutsche Post

2005 BERLIN/9 6104/R 10/8/2 1910 = imstollen

aus				ERICH BING STAAATSTHEATER		Tag	Übermittelt:
Tag	Monat	Jahr	Zeit.	KASSEL =			Zeit:
8	250	2030		<u>2</u>		an	durch
von				durch			
Amt Kassel							

HEUTE ENTLASSEN KOMME BALD = GRUSS ERICH +

BING AUCH RING LESBAR

Für dienstliche Rückfrage.

C 187 III. 49. W & W

Jutta Röhrich-Lahme
Dipl.-Dolmetscherin und Übersetzerin
*Allgemein vereidigte Dolmetscherin
der russischen Sprache für die
Gerichte und Notare im Land Hessen*

Kassel, 29.07.1996

Reginastr.8
34119 Kassel
Tel./Fax: 0561/719252

Übersetzung aus der russischen Sprache

Wappen

**GENERALSTAATSANWALTSCHAFT
DER RUSSISCHEN FÖDERATION
MILITÄROBERSTAATSANWALTSCHAFT**

28. MÄRZ 1995
NR.5 UV-21918-46

REHABILITATIONSBESCHEINIGUNG

103160 Moskau, K-160

Der Bürger Erich BING, geb. 1930 in Gera, deutscher Staatsbürger, deutscher Nationalität, vor der Inhaftierung wohnhaft in Gera, Arbeiterlehrling, inhaftiert am 14. Februar 1946, wurde am 9. April 1946 durch das Kriegsgericht der 20. Motorisierten Gardedivision zu 10 Jahren Strafvollzugslager ohne Vermögensentziehung verurteilt.

Die Verurteilung, Qualifizierung der Tat und Strafmaß, erfolgte gemäß der Paragraphen 58-8, 58-9 und 58-II des Strafgesetzbuches der RSFSR.

Zum Datum der Freilassung gibt es keine Angaben.

Der Bürger Erich Bing wurde gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation "Über die Rehabilitierung der Opfer von politischen Repressionen" vom 18. Oktober 1991 rehabilitiert.

Militärstaatsanwalt
der Abteilung für Rehabilitierung
der Militäroberstaatsanwaltschaft

Siegel
Militäroberstaatsanwaltschaft

Unterschrift
V. V. Kostjutschenko

* Bei Beantwortung bitte unsere Nummer und das Datum angeben.



ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

ГЛАВНАЯ
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА

28. марта 1995 г.
№ БУВ-21918-46

103160, Москва, К-160

Исп. вх. №

erhalte 31.3.95 R

Ф Р К

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Moskau		MM
Bing.:	04. APR. 1995	544
Tgb. Nr.	7690
SPРАВКА Anl.	Dopp.	

/о реабилитации/

Bing, Erich, 1930, Gera

При ответе сослаться
на наш номер и дату

Гражданин /ка/ БИНГ Эрих

Год и место рождения 1930 г., г. Гера

Гражданин /ка/ какого государства Германии

Национальность немец Место жительства до ареста г. Гера

Место работы и должность /год занятий/ до ареста ученик рабочего.

Дата ареста 14 февраля 1946 г.

Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/) 9 апреля 1946 г. военным трибуналом 20 гвардейской механизированной дивизии.

Квалификация содеянного и мера наказания /основная и дополнительная/ по ст.ст. 58-8, 58-9 и 58-11 УК РСФСР к 10 годам ИТЛ без конфискации имущества.

Дата освобождения данных в деле нет.

На основании ст. 3 Закона РФ "О реабилитации жертв политических репрессий" от 18 октября 1991 г. гражданин/ка/ Бинг Эрих реабилитирован/а/.

Военный прокурор
отдела реабилитации
Главной военной прокуратуры



В.В. Костюченко

U r t e i l No. 0 6 7 8

im Namen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.

Am ... April 1946 hat das Kriegsgericht des

Vorsitzender: Major Ro.....

Mitglieder: Oberfeldwebel Zibul, Obergefreiter Prokudin

Sekretär: Leutnant Anschukowa

In einer geschlossenen (nicht öffentlichen) Verhandlung in den Räumen des Kriegsgerichtes wurde die Sache von Meyer, Helmut, 1928 geboren, wohnhaft in Gera, Deutscher, 8-Klassen-Schulbildung, Mitglied der Hitler-Jugend seit 1939, Schüler, nicht vorbestraft (nicht früher verhandelt) verhandelt.

Helmut Meyer war seit 1939 aktives Mitglied in der Hitler-Jugend und gehörte zu den Führern der Organisation in Gera. In dem Jugendlager "Sofort-Aktion" wurde er zu einem Führer der Gruppe "Wehrwolf" vorbereitet.

Ende April 1945 hat er eine Gruppe des "Wehrwolf" mit 20 Mitgliedern. Er hat Treffen durchgeführt und die Gruppe zum Widerstand gegen die Sowjetarmee durch Terror und Diversion vorbereitet. Er verfaßte und verteilte faschistische Schriften. Damit hat er gegen §§ 58-8, 58-9, 58-11 des Gesetzes der UdSSR verstoßen.

Entsprechend § 58-9 in Einheit mit § 58-2 des Gesetzes der UdSSR wird die Höchststrafe, "Tod durch Erschießen", ausgesprochen.

Das Urteil ist endgültig und unterliegt keiner Berufung.

Vorsitzender: - Unterschrift -

Mitglieder: - Unterschriften -

Anmerkung des Übersetzers: Text ist sehr schlecht lesbar und ist teilweise eine "Vermutung", der Sinn wird aber richtig sein.

№ 18. 3.45
с. 43-3.04.45

ПРИГОВОР № 0078

ИМЕНЕМ СОЮЗА СОВЕТСКИХ СОЦИАЛИСТИЧЕСКИХ РЕСПУБЛИК

Военный Трибунал по ст. Мещанинско-
инской, Загорской, ерженской, Краевской,
Федосеевской, Суворовской и Бородинской
Телеграфной

в составе: председательствующего Майора юстиции Ромашова,
и членов е. с. ержанов, Цибурь-

Коло и секретаря Брундулина
и секретаря е. с. Петелина-Иванова Ашуркова

закрывает судебном заседании, в расположении Военного Трибунала

рассмотрел дело по обвинению 1. Майора Беллмута, родившегося
1928 году, в г. Берлине, немецкого происхождения, с образованием в классе,
имеющего образование с 1939 года, ученика -
процедуры, ранее не судимого.

Майор Беллмут, будучи активным членом
"Гитлерюгенд" с 1939 года, являлся членом
организации этой организации в г. Берлине, обучен
и участвовал в марше "Скорая Акция"
на родине, где он участвовал в марше
"Скорая Акция" и "Вербанд".
Кроме того в конце апреля 1945 года
в г. Берлине организованную группу "Вербанд"
и участвовал в рейдах, проводимых с
целью боевых сборов, готовящих и к борьбе
против вооруженных коммунистических воинов
и террора и диктатуры, *Er hat faschistische*
распространял прокламации, листовки и
брошюры, *gedruckt und Flugblätter, ausgedruckt und verbreitet, womit*
и участвовал в совершении преступлений
и преступлений, *hat er gegen deutsche Gesetz* ст. ст. 58-8, 58-9, 58-11
и 58-10.

Примечание: *Verurteilt:*
Наиме Мейер Гельмут по обвинению в
деятельности и преступлении, не ве-
ломичи ст. 58-9, с единичн ст. 58-2
УК. Респек, погледнуть высшей мере про-
ловнош помыслил расстрелу, без кон-
спирации и мучебств по ст. 58-2
Голубово у модучишво.

Примечание оговорительной и рассуждения-
ны, административн не модучишво.

Генерал-лейтенант М. Д. Давидов

Тем / *Генерал-лейтенант*
Генерал-лейтенант

*Meyer Helmut wegen Verbrechen
gegen SSSR P. 58-9, 58-2 verurteilt zum
höchste Strafe - Erschissung
Der Urteil zum Anklage nicht möglich*

Unterschriften

Wappen
GENERALSTAATSANWALTSCHAFT
DER RUSSISCHEN FÖDERATION
MILITÄROBERSTAATSANWALTSCHAFT

28. März 1995
Nr. 5 UV-21918-46

103160 Moskau, K-160

REHABILITATIONSBESCHEINIGUNG

Der Bürger Helmuth Meyer, geb. 1928 in Gera, deutscher Staatsbürger, deutscher Nationalität, vor der Inhaftierung wohnhaft in Gera, Beruf: Kaufmann -Lehring inhaftiert am 14. Februar 1946, wurde am 9. April 1946 durch das Kriegsgericht der 20. Motorisierten Gardedivision zum Tod durch Erschießen verurteilt. Die Verurteilung, Qualifizierung der Tat und Strafmaß, erfolgte gemäß der Paragraphen 58-8, 58-9 und 58-11 des Strafgesetzbuches der RSFSR ohne Einzug des Eigentums.

Datum der Entlassung.....

Der Bürger Helmuth Meyer wurde gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation " Über die Rehabilitierung der Opfer von politischen Repressionen " vom 18. Oktober 1991 rehabilitiert.

Militärstaatsanwalt
der Abteilung für Rehabilitierung
der Militäroberstaatsanwaltschaft

Siegel
Militäroberstaatsanwaltschaft

Unterschrift
V.V. Kostjutschenko

Bei Beantwortung bitte unsere Nummer und das Datum angeben.



Исп. вх. №

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

СПРАВКА

**ГЛАВНАЯ
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА**

/о реабилитации/

28 марта 1995 г.
№ Був-21918-46

103160, Москва, К-160

При ответе ссылаетесь
на наш номер и дату

Гражданин /ка/ МАЙЕР Гельмут

Год и место рождения 1928 г., г.Гера

Гражданин /ка/ какого государства Германии

Национальность немец Место жительства до ареста
г.Гера

Место работы и должность /род занятий/ до ареста
ученик продавца

Дата ареста 14 февраля 1946 г.

Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/)
9 апреля 1946 г. военным трибуналом 20-й гвардейской механизми-
рованной дивизии,

Квалификация содеянного и мера наказания /основная и до-
полнительная/ по ст.ст.58-8, 58-9 и 58-II УК РСФСР
к расстрелу без конфискации имущества.

Дата освобождения _____

На основании ст.3 Закона РФ "О реабилитации жертв
политических репрессий" от 18 октября 1991 г. гражданин/ка/
Майер Гельмут реабилитирован/а/.

Военный прокурор
отдела реабилитации
Главной военной прокуратуры



В.В.Костюченко